

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Mörderische Weihnachten

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Mörderische Weihnachten

John Sinclair Taschenbuch Nr. 73

von Jason Dark

erschienen am 14.04.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Mörderische Weihnachten

Plötzlich war er da!

Verkleidet als Nikolaus erschien er bei den Familien, um sein Weihnachtsfest zu feiern. Alle sahen ihn, aber sie wußten nicht, wer sich hinter der Maske verbarg. Mensch oder Dämon? Ich sollte dieses Rätsel lösen. Und ich jagte ein Phantom. Als ich es stellte und die Weihnachtsglocken läuteten, steckte ich in seiner Falle.

{c}Die Untat{/c}

»Mummy, Mummy, kann ich schon kommen?« Martin Adamic konnte es kaum erwarten. Die Bescherung stand dicht bevor, und der elfjährige Junge war nervös. In diesem Jahr sollte er etwas bekommen, endlich, denn in den letzten beiden war er leer ausgegangen. Nicht einmal auf einen Tannenbaum hatte er schauen können.

Zitternd stand er im Flur. Er hatte Angst vor seiner Mutter, weil er sie kannte. Sie konnte manchmal sehr schlimm sein, wenn sie sich gestört fühlte oder wenn sie wieder getrunken hatte.

»Warte noch!« Ihre Stimme klang schrill wie immer, aber nicht so abweisend, wie Martin befürchtet hatte. Sie schien auch nichts getrunken zu haben.

»Ja, ist schon recht, Mummy.« Martin zog sich zurück. Sogar ein flüchtiges Lächeln huschte über seine Lippen. Normalerweise gab es in seinem Elternhaus nichts zu lachen, denn hier regierten die Furcht und eine unbekannte Drohung. Unter ihr litt auch die Mutter. — Mochte sie sein, wie sie wollte. Frank Adamic, der Vater, war schlimmer. Er hätte sich Schläger, Schinder, Zyniker und Teufelsfreund schimpfen sollen. Menschen verachtete er. Sogar seine Familie.

Martin würde die Drohungen, die er schon gegen ihn und seine Mutter ausgestoßen hatte, niemals vergessen. Sie waren so fürchterlich. Frank Adamic hatte mit dem Teufel gedroht und seiner Familie versprochen, sie dorthin zu schicken.

Und an diesem Tag wollte er kommen.

Vielleicht wartete die Mutter deshalb noch. Eine Uhrzeit gab Frank Adamic nie an. Er stand irgendwann plötzlich in der Tür, schaute aus kalten, bösen Augen die Mitglieder seiner Familie an und fing an, sie zu terrorisieren.

Und immer sprach er von der Hölle. Die Hölle war allgegenwärtig,

ebenso der Teufel.

»Irgendwann wirst du beide kennenlernen«, hatte er seinem Sohn Martin versprochen. Vor diesem Tag fürchtete sich der Junge schon jetzt. Jeden Abend quälten ihn die gleichen Gedanken. Auch jetzt, wo er wieder zurück in sein Zimmer ging, über dessen Ausmaße andere Kinder sicherlich gelacht hätten, weil es nicht mehr als ein Verschlag war. Manche Hundehütte war größer als diese Bude und auch wärmer, denn der alte Ofen funktionierte längst nicht mehr. Eine Zentralheizung besaß das Haus nicht. Die beiden Mieter mußten mit Steinkohle heizen. Nebenan wohnten die Linvonstones, ein älteres Ehepaar, das den Winter über meist in wärmeren Regionen verbrachte, auch Weihnachten, so gehörte das alte Zechenhaus der Familie Adamic allein. Erst im März würden die Nachbarn zurückkehren.

Martin nahm auf dem alten Bett Platz. Sein Vater hatte es vom Schrottplatz geholt. Die Matratze war feucht, sicherlich schimmelte sie bereits innen.

Ein wackliger Schrank, einige Spielzeugautos, ein defektes Radio und ein Fenster, das zum Hinterhof führte, so daß selbst im Sommer kaum Licht das Zimmer erhellte.

Martin fror. Er trug über dem Hemd eine Strickjacke, die viel zu dünn war. Seine Lehrerin, die selbst einen Sohn in Martins Alter besaß, hatte sie ihm geschenkt. Er hing an ihr, denn es gab nur wenige Menschen, die ihm etwas schenken, seine Eltern eingeschlossen. Der Mutter konnte er deswegen keinen Vorwurf machen. Das Geld, das sie hin und wieder von ihrem Mann bekam, reichte gerade aus, um die Miete zu bezahlen. Ansonsten herrschte in der Kasse meist gährende Leere. Das sollte sich an diesem Tag ändern.

Es war der Heilige Abend, Weihnachten, das Fest der Liebe, das die Menschen zur Farce degradiert hatten, denn es bestand nur mehr

aus Hast und Eile.

Martin wußte nicht, was ihm die Mutter gekauft hatte. Es sollte eine Überraschung werden. Dem Jungen war es gleich, was er bekam, Hauptsache, die Mutter schenkte ihm etwas.

Wie ein Kind, das Stubenarrest bekommen hatte, hockte er im dunklen Zimmer. Er zitterte, seine Hände waren kalt. Manchmal bewegte er seine Finger. So hatte er oft gesessen und geweint, und niemand war gekommen, um ihn zu trösten. Heute weinte er nicht.

Es war ja Weihnachten. Vieles würde anders werden. Er konnte sich diesmal auf seine Mutter verlassen.

Martin war ein blasser Junge. Die Spuren seines wenig erfreulichen Lebens zeichneten sich in seinem Gesicht ab. Es besaß einen harten Zug, gleichzeitig lagen auch ein ängstlicher und lauernder Ausdruck in seinen Augen, weil Martin es gelernt hatte, niemandem zu vertrauen. Erwachsene waren schlecht, bis auf wenige Ausnahmen, wie seine Lehrerin eben.

Gern hätte er eine Uhr besessen, aber daran war nicht zu denken. Auch die billigsten Chronometer waren für die Familie einfach unerschwinglich. Zeit verstrich. Sie wurde Martin sehr lang. Er traute sich einfach nicht, noch einmal zu fragen. Erst wenn seine Mutter ihn rief, würde er nach unten gehen.

Er machte auch kein Licht. Wenn es brannte, sah er immer die nassen Flecken an der Decke und an den Wänden. Es hatte sogar Zeiten gegeben, wo von ihnen Wasser getropft war.

Martin dachte an seine Schulkameraden. Sie alle würden ein tolles Weihnachtsfest feiern und bestimmt mehr bekommen, aber in diesem Jahr würde er ihnen ebenfalls zeigen können, was er bekommen hatte. Wie in den letzten Tagen so oft, dachte er auch jetzt darüber nach, was es wohl sein könnte.

Ein Spielzeug? Eine Rennbahn wünschte er sich so sehr. Wenn er seine Mutter danach gefragt hatte, dann hatte er nur ihr karges

Lächeln gesehen. Sie wollte einfach nichts sagen und ließ ihn weiter schmoren.

»Martin!«

Fast hätte er den Ruf seiner Mutter überhört, weil er so in Gedanken gewesen war.

Jetzt aber sprang er hoch, als hätte ihn jemand gestoßen, lief zur Tür und riß sie hastig auf.

»Kann ich kommen?« rief er die Treppe hinab.

»Ja.«

Martin schloß die Tür langsamer. Er konnte es kaum glauben. Seine Lippen zuckten, und er sah so aus, als wollte er jeden Augenblick anfangen zu weinen. Das aber aus Freude.

Tief holte er Luft. Es roch nach Putzmitteln. Sogar das Haus hatte seine Mutter an diesem Tag gesäubert. Es war eben etwas Besonderes, Weihnachten feiern zu dürfen.

Er ließ sich Zeit.

Mein Gott, wie genoß er es, so langsam die Treppe hinabzugehen. Stufe für Stufe nahm er. Die Treppe kam ihm vor wie eine Himmelsleiter, die direkt ins Paradies führte. Er sah nicht, wie abgewetzt und löchrig der alte Teppich war, der auf den Stufen lag. Für ihn schimmerte er wie pures Gold.

Die Treppe mündete in eine winzige Diele. Zwei Türen führten in verschiedene Zimmer. Einmal in den Wohnraum, zum anderen in die Toilette, wo ein Freund eine alte Dusche eingebaut hatte. Daneben stand die Toilette, und die Wände waren grün gestrichen. Auf dem Boden lag ein steifer Teppich, den man besser nicht barfuß betrat. Die dritte Tür führte aus dem Haus in die enge Straße hinein, wo Menschen wohnten, die vom Leben so gut wie nichts mehr zu erwarten hatten. Die meisten Männer waren arbeitslos. Der Frust regierte, Gewalt und Wut gehörten zur Tagesordnung.

Heute aber nicht. Heute war der Heilige Abend, da sollten sich die

Menschen vertragen. Vielleicht würde sein Vater sogar lachen, wenn er kam. Möglicherweise brachte er auch ein Geschenk mit. Martin blieb vor der letzten Stufe stehen und rief nach seiner Mutter.

»Ich bin hier im Zimmer. Komm zu mir, du mußt mir helfen.«

»Wirklich?«

»Komm schon!«

Martin wollte seine Mutter nicht enttäuschen. Die letzten Schritte lief er schnell, trat über die Schwelle und sah seine Mutter mitten im Raum stehen. Hinter ihr wuchs der Tannenbaum in die Höhe. Er sah wunderbar aus, denn Brenda hatte ihn mit buntem Papier geschmückt. Sogar Kerzen hatte sie besorgt, sie schauten wie blasse Finger aus den Haltern hervor.

Martins Mutter hatte sich umgezogen. Sie sah so fremd aus in dem roten Kleid, das sie nur zu besonderen Gelegenheiten überstreifte. Es saß sehr eng, Brenda hatte in den letzten Jahren zugenommen. Der Ausschnitt war viereckig, der Hals schimmerte weiß, wie der Ansatz ihres Busens. Sogar das dunkle Haar hatte sie frisiert. Es lag lockig auf ihrem Kopf. Rote Schminke bedeckte die Wangen, auch die Lippen schimmerten hellrot.

»Willst du nicht näherkommen, Martin?« fragte sie. Er hob die Schultern.

»Du... siehst so fremd aus.«

»Gefalle ich dir nicht?«

»Doch ja, schon.« Er nickte heftig. Auf keinen Fall wollte er seiner Mutter widersprechen.

Sie drehte sich um, während der Junge ins Zimmer schritt. Den alten Tisch hatte seine Mutter verschoben, weil sie Platz für den Baum brauchte. »Willst du mir helfen, die Kerzen anzustecken?«

»Ja, gern.«

Seine Mutter warf ihm eine Zündholzschachtel zu, die er geschickt auffing. »Kommt Dad auch?« fragte er und wunderte sich selbst, daß

er sich getraut hatte.

Scharf drehte sich seine Mutter herum. »Ich weiß es nicht!« erwiderte sie hart. »Ich weiß es nicht.«

»Entschuldige, Mummy.«

»Schon gut.«

Gemeinsam begannen sie damit, die Kerzen anzuzünden. Brenda Adamic nahm die oberen, Martin die Kerzen, die unten auf den Fichtenzweigen steckten.

Selbst das Anreiben des Zündholzes besaß für ihn eine gewisse Symbolik. Heute wurde nicht das Feuer im Ofen angezündet, sondern die Flammen der Hoffnung. Vielleicht kam mal eine bessere Zeit, schlechter konnte es eigentlich nicht mehr werden. Beinahe andächtig vertiefte er sich in diese Arbeit. Dabei schaute er auch in die Runde, weil er sein Geschenk suchte, fand es aber nicht. Die Mutter hatte es einfach zu gut versteckt. Sie schritt zur Tür und löschte das elektrische Licht, so daß nur mehr die Kerzen brannten.

Sie erfüllten den Raum mit ihrem warmen herrlichen Schein. Selbst die alten Möbel wirkten in seinem Licht wertvoll. An der Decke schufen die Lichter helle Kreise, die an den Rändern zerfaserten, sich manchmal berührten und breite Flecken bildeten.

Es roch weihnachtlich. Der Junge hatte den typischen Geruch längst vergessen gehabt, jetzt aber stieg er ihm wieder in die Nase, und seine Augen bekamen vor Freude einen matten Glanz.

Brenda ging auf ihn zu und blieb neben ihrem Sohn stehen. »Gefällt es dir, Martin?«

Er schaute seine Mutter an. Auch ihr Gesicht wurde vom Schein der Kerzen umschmeichelt und hatte einen ganz anderen Ausdruck angenommen. »Ja, Mummy, es gefällt mir. Es ist wie früher, als bei uns noch alles in Ordnung war.«

Verstohlen tastete er nach ihrer Hand und nahm sie zwischen seine kleinen Finger.

So standen sie da und schauten die Kerzen an. Es lief keine Musik. Das Radio hatte ihr Vater irgendwann einmal zum Trödler gebracht, um Geld zu bekommen.

»Sollen wir nicht ein Lied singen, Mummy?« fragte Martin.

»Welches?«

»Das ist mir egal.«

»Ich kenne die Strophen nicht mehr.« Die Frau seufzte. »Es ist alles so lange her. Ich habe sie vergessen. Weihnachten ist eine ganz andere Welt. So fremd.«

»Aber auch schön, Mummy.«

»Ja, das ist es. Und damit es für dich noch schöner wird, habe ich auch ein kleines Geschenk.«

Martin tat überrascht. »Ist das wirklich wahr?«

Sie strich ihrem Sohn über den Kopf. »Du kannst es mir glauben, Junge. Warte, ich hole es.«

Sie ließ seine Hand los, wandte sich ab und ging auf den alten Schrank zu, der irgendwann in den fünfziger Jahren gebaut worden war. Sie hatten ihn geschenkt bekommen.

Martin bekam vor Freude einen roten Kopf. Das war so wunderbar, wie in anderen Familien. Er erlebte das Weihnachtsfest so, wie er es sonst nur aus den Erzählungen seiner Schulkameraden kannte. Brenda Adamic öffnete eine Schublade. Sie griff tief hinein, weil das Geschenk nach hinten gerutscht war und zudem noch hinter einigen Schürzen versteckt lag.

Die Erwartung des Jungen steigerte sich. Ein paarmal huschte über seine Lippen ein Lächeln. Er hätte vor Freude weinen können. Daß er so ein Fest noch einmal erlebte, hätte er nie für möglich gehalten. Es machte ihm auch nichts mehr aus, daß der Vater nicht anwesend war. Martin hatte nur Augen für die Hand seiner Mutter. Darin lag etwas.

Er konnte nicht erkennen, was es war. Seine Mutter hatte es mit

Geschenkpapier umwickelt, aber es war ein flaches Kästchen, und es wirkte auf ihn wie ein großes Paket.

Martin kam sich vor wie in seinen Träumen. Selbst Mutters Stimme klang so weit entfernt, obwohl sie vor ihm stand. »Nimm es, Junge, es gehört dir, und ich wünsche dir ein fröhliches Weihnachtsfest...«

Bei jeder Silbe erstickte ihre Stimme mehr. Sie begann plötzlich zu weinen, und Martin umklammerte ihre Hand sowie das Geschenk gleichzeitig. Er spürte die Kälte der Finger. Er selbst konnte nichts mehr sagen. Seine Kehle war einfach zu. »Soll ich es wirklich annehmen, Mummy?«

»Es gehört dir.«

Martins Finger zitterten, als er das Päckchen festhielt und es dann öffnete.

Das Papier riß, es knisterte, und Martin schaute auf die flache graue Schachtel mit dem schmalen Deckel, den er vorsichtig anhub. Sein Herz klopfte bis zum Zerspringen, er wischte mit einer Hand über seine Stirn, die Lippen bebten, im nächsten Augenblick schaute er auf den Inhalt, und sein Blick wurde starr.

Der Junge wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Die Gefühle überwältigten ihn, denn was er vor sich sah, entsprach einem langen Wunschtraum.

Es war eine Uhr!

Eine richtige Armbanduhr. Zwar sehr schlicht, nicht teuer, aber für Martin ging damit ein Traum in Erfüllung. Jetzt stand er nicht mehr zurück, jetzt brauchte er niemanden mehr nach der Uhrzeit zu fragen. Er blickte seine Mutter hinter einem Schleier aus Tränen an.

Brenda hatte den Arm erhoben. Auch sie weinte. Sie liebte ihren Sohn und hatte ihm nichts Positives bieten können.

Aber jetzt dies.

»Mummy...« Martin holte tief Luft. »Mummy, das ist unwahrscheinlich, das kann ich nicht begreifen. Ist die Uhr wirklich

für mich?«

»Ja, sie gehört dir.«

Er lächelte. Das offene Päckchen lag auf seiner linken Handfläche. Mit den Fingern der rechten Hand nahm er die Uhr behutsam hervor, schaute sie an und sah das auffordernde Nicken der Mutter.

Martin legte das Päckchen auf den Tisch und wollte die Uhr umlegen, als beide zusammenzuckten, denn jemand hatte die Haustür so wuchtig aufgetreten, daß sie mit der Klinke gegen die Wand geprallt war.

Brenda Adamic erstarrte. »Mein Gott, Dad kommt!« Sie sagte es voller Angst, als hätte sie ein schlechtes Gewissen.

Im Gegensatz zu Martin, er sagte nur: »Du hast ihn doch erwartet.«

»Schon, aber...« Sie ging auf ihn zu. »Schnell, weg mit der Uhr! Dad braucht sie nicht zu sehen.«

Als Martin nicht sofort reagierte, war sie bei ihm und legte die Uhr unter den Baum.

Frank Adamic stand bereits in der Tür, lachte, und dieses Lachen ließ die beiden herumfahren.

Sie glaubten, sich in einen Film versetzt zu sehen. Zwar stand Adamic im Zimmer, aber er hatte sich verkleidet, denn er war als Weihnachtsmann erschienen und fragte mit höhnisch klingender Stimme: »Darf ich bei euch mitfeiern...?«

»Aber sicher, Dad!« Martin waren die Worte so herausgerutscht, und er vernahm abermals das harte Lachen seines Vaters, das einen bösen Unterton bekommen hatte. Sein weißer Kunstbart bewegte sich. Aus der Watte wehte Martin und seiner Mutter eine Alkoholfahne entgegen. Wenn Frank getrunken hatte, konnte er sehr schlimm werden. Der Weihnachtsmann trug einen roten Mantel, der Flecken zeigte. An den Säumen war das Kleidungsstück weiß abgesetzt. An den Stiefeln klebte der Schmutz, die Kapuze saß schief

auf dem Kopf. Der gesamte Mann wirkte irgendwie lächerlich, aber das durfte man ihm nicht ins Gesicht sagen.

»Na, gefalle ich euch?« fragte er höhnisch.

Brenda hatte sich wieder gefangen. »Was soll die ganze Verkleidung, Frank?«

»Wieso? Was hast du? Heute ist doch Weihnachten. Das Fest der Liebe und der Überraschungen.«

»Du siehst lächerlich aus.«

Adamic grinste nur. »Ob lächerlich oder nicht, das ist mir egal. Ihr habt mich eingeladen, mit euch Weihnachten zu feiern. Dieser Einladung bin ich gefolgt. Oder willst du mich nicht mehr haben, mein Sohn?«

»Doch, Dad, doch.«

»Das ist ja fein. Dann bin ich also gerade rechtzeitig gekommen.« Er ging einen Schritt nach rechts. Seine Bewegung wirkte schwerfällig. Wahrscheinlich war es für ihn auch ungewohnt, diese klobigen Stiefel zu tragen. Er stützte sich an einer Kommode ab und schaute auf den Baum.

»Sogar die Kerzen brennen. Toll. Du scheinst ja viel Geld für diesen Krempel ausgegeben zu haben, Brenda.«

»Bitte, Frank, sag nicht so etwas. Heute ist Heiligabend. Ich möchte einmal im Jahr Frieden haben.«

»Du?« Er lachte sie giftig an. »Du hast doch immer deinen Frieden. Du bist froh, wenn ich nicht zu Hause bin...«

»Das stimmt nicht, Dad.« Martin wunderte sich, woher er den Mut nahm, ihm zu widersprechen. »Wir hätten gern den Vater im Haus. Aber du bist doch nicht da. Und wenn, dann sehen wir dich nur betrunken. Dann tobst du, dann schlägst du uns.«

Wieder bewegte sich der Bart, als der Mann grinste. »Und? Was soll das? Ihr habt doch nichts anderes verdient. Wenn ich weg bin, habe ich auch zu tun. Da, heute wollte ich euch überraschen. Wie

werde ich empfangen? Mit Vorwürfen. Mit verdamnten Vorwürfen. Das finde ich überhaupt nicht gut, ihr beiden.« Er ignorierte Brenda und kam auf seinen Sohn zu. »Na, Martin, hat es dir gefallen?«

»Ja, Dad!« Der Junge schaute in das Gesicht seines Vaters. Über dem Bart erkannte er die böse blickenden Augen und das Faltenmuster auf der Stirn.

»Wie schön für dich, mein Junge.« Er schlug seinem Sohn mit zwei Fingern wie spielerisch gegen die Wange. Die Hände waren schmutzig, so wie der gesamte Kerl.

Martin hatte sich nicht gerührt. Er starrte seinem Vater starr ins Gesicht.

»Du bist aber nicht freundlich zu mir, Junge«, flüsterte dieser.

»Überhaupt nicht. Hat man dir zum Fest wenigstens etwas geschenkt?«

Martin nickte. Er sah nicht, wie seine Mutter die Hände faltete. Sie kannte ihren Mann besser und wußte, worauf die Frage zielte. Die nächste setzte Adamic sofort nach. »Was hat man dir denn geschenkt, mein Kleiner.«

»Eine Uhr.«

Adamic tat, als würde er ins Staunen geraten. »Eine Uhr? Das ist ja toll.«

»Finde ich auch.«

Brenda konnte es nicht länger aushalten. »Bitte, Frank, laß den Jungen in Ruhe.«

Scharf drehte der Mann den Kopf. »Halte du dich raus, du Schlampe. Zu dir komme ich gleich noch.«

Brenda schluckte. Ihr Gesicht glich plötzlich einer Maske aus Marmor. So weiß war es. Sie sagte nichts mehr, aber der Schrecken drang intervallweise in ihr hoch.

»So, eine Uhr hast du bekommen«, wiederholte Adamic. »Das ist ja toll. Kann ich sie mal sehen?«

Martin nickte und holte sie. Er ahnte nichts Böses, als er die Uhr seinem Vater auf die offene Handfläche legte.

Der grinste wieder. »Toll«, sagte er. »Wirklich toll.«

Martin überhörte den Zynismus in der Stimme und nickte. »Ja, das finde ich auch, Dad.«

»So eine tolle Uhr habe ich noch nie besessen. Deine Mutter muß viel Geld haben.«

»Ich habe gespart, Frank. Sie war nicht teuer!« rief Brenda mit schrill klingender Stimme.

»Mir schenkst du nie so etwas.«

»Es tut mir leid, aber...«

Martin merkte, daß sich etwas Schlimmes anbahnte. Er wollte Frieden stiften. »Dad, wenn du die Uhr haben willst, dann gebe ich sie dir. Wirklich, du kannst sie behalten.«

Er schüttelte den Kopf. Die Mütze verrutschte und fiel nach hinten. Das schwarze Haar lag frei. An der Stirn war es bereits gelichtet, dafür fiel es lang in den Nacken, wo es sich auch wellte. Der Mann machte einen ungepflegten Eindruck. »Nein«, sagte er, »die will ich gar nicht haben. Ich brauche keine Uhr. Aber du auch nicht, mein Junge.«

»Wieso?«

In die Augen des Mannes trat ein leicht sadistisch wirkender Ausdruck. Er ließ die Uhr über seinen Handteller rutschen und fing sie schließlich mit zwei Fingern ab. So baumelte sie, und der Mann wiederholte seine Bemerkung.

»Wirklich, du brauchst sie nicht.« Mit diesen Worten ließ er sie fallen.

Obwohl sie mit einer normalen Geschwindigkeit dem Boden entgegenfiel, hatte der Junge den Eindruck, als würde sie immer langsamer. Aber auch er konnte sich nicht bewegen. Er sah die Uhr am Boden liegen und konnte auf das Zifferblatt schauen. Auf dem

Glasdeckel tanzte der Lichtreflex einer Kerze.

Frank Adamic lachte leise. »Willst du sie nicht aufheben, Martin? Los, heb sie auf!«

Mißtrauen keimte in dem Jungen auf. »Ich weiß nicht, ich...« Er schaute auch zu seiner Mutter, die mit einem stoischen Gesichtsausdruck an der Kommode lehnte und sich nicht rührte. Sie sah dabei aus, als würde sie lautlos weinen.

»Na komm schon, Junge, heb sie auf. Bück dich mal. Oder soll ich dir dein Gesicht auf den Bodendrücken?«

»Frank, bitte...«

»Maul halten, Brenda.«

Martin spürte, daß Gewalt in der Luft lag, und er wollte alles tun, um sie zu vermindern. Er nickte und flüsterte: »Ja, Dad, ich werde sie aufheben.«

Während er in die Knie ging und den Oberkörper vorbeugte, streckte er die Hand aus. Dabei schielte er ebenfalls zur Seite und sah die Beine seines Vaters dicht vor sich.

Der rechte Fuß bewegte sich. Auf einmal kam ihm der schmutzige Stiefel riesengroß vor. Viel zu groß für die Uhr, über die er sich gesenkt hatte.

»Dad, nein!«

In den Schrei des Jungen klang das Lachen des Vaters und übertönte ihn. Es brach allerdings ab, als er die Uhr zertrat. Brechendes Glas verursachte ein Geräusch, das den Jungen wie eine Messerspitze mitten in die Brust traf. Er hörte es, Schwindel erfaßte ihn, er schloß die Augen, nahm auch den leisen Schrei der Mutter wieder wahr, und als er die Augen öffnete, da entdeckte er, wie sein Vater den Fuß noch drehte.

Martin kniete noch immer. Er schaute auf die Überbleibsel und konnte es kaum fassen. Auch in seinem Innern war etwas zerbrochen. Es gab da eine Leere, eine Kälte, die grausam war.

»Willst du sie nicht aufnehmen?«

Martin schüttelte den Kopf. Sein Gesicht war totenbleich. Aus den Augen rannen Tränen, doch kein Schluchzen drang über seine Lippen. Er schaute seinen Vater an, der anfangen wollte zu lachen, es aber nicht mehr schaffte und nur mehr seinen Mund in die Breite zog. Brenda meldete sich. Sie war Zeugin und zunächst sprachlos gewesen. Auch jetzt besaß sie Mühe, die Worte zu formulieren.

»Was... was hast du getan, Frank?«

»Das hast du doch gesehen, verdammt! Die Uhr ist hin. Er braucht nichts zu Weihnachten.«

»Ich hatte sie ihm geschenkt.«

»Na und?« schrie Adamic. »Was geht mich der ganze Scheiß hier an? Was ist das überhaupt für ein Weihnachtsfest? Ein Mist ist es. Ich will es nicht, hörst du!«

Brenda holte tief Luft. Sie wies zur Tür. »Geh jetzt, Frank. Ich bitte dich, laß uns in Ruhe! Geh!«

»Du willst mich rauswerfen?«

»Ja!«

In die Augen des Mannes trat ein gefährlicher Ausdruck. Haß und Wut überschwemmten ihn.

Martin stand dabei und tat nichts. Er hatte seine Hände zu Fäusten geballt. Nicht ein Wort drang über seine blaß gewordenen Lippen. Die Wangen zitterten, er atmete durch den Mund. In seinen Augen glitzerten Tränen, aber er schaute seinen Vater mit einem vernichtenden Blick an. Der kümmerte sich nicht um den Sohn. Brenda war wichtiger. Er ging auf sie zu. Breitbeinig bewegte er sich. Vielleicht hatte er auch Mühe, das Gleichgewicht zu halten. Mit einer wilden Bewegung riß er den angeklebten Bart ab und schleuderte ihn in die Ecke. Ganz hatte er ihn nicht entfernen können. Einige Reste blieben noch hängen. Sie zitterten als dünne Fäden an seinem Kinn.

»Das hast du nicht umsonst gesagt, Brenda. Nein, das hast du nicht. Ich schlage immerzurück, auch bei dir.« Er holte aus. Brenda schrie nicht. Sie nahm den Schlag hin, auch den nächsten und übernächsten.

Martin erlebte eine schreckliche Szene. Der Vater prügelte die Frau quer durch den Raum, die kein Wort des Schmerzes über ihre Lippen ließ. Der Mann geriet in einen Rausch, und Martin erlebte einen fürchterlichen Alptraum, der leider keiner war.

Schließlich lagen beide am Boden, und irgendwann erhob sich Frank Adamic wieder.

Schweratmend blieb er stehen. Mit einer wütenden Bewegung fegte er sein Haar zurück, das ihm bis in die Stirn gerutscht war. Er schüttelte sich und lachte hart. »Weihnachten!« keuchte er. »Verdammt, was soll das überhaupt? Es interessiert mich gar nicht. Ich feiere das Weihnachtsfest auf meine Art und Weise, nicht wahr, mein Sohn?«

Er hatte Martin zwar angesprochen, doch der Junge gab keine Antwort. Er hatte nur Augen für seine Mutter, die dicht neben dem Tannenbaum lag und sich nicht rührte. Ihr Kleid war an einigen Stellen zerrissen. Blutflecken lagen auf ihrem Gesicht, die Augen waren so weit aufgerissen, der starre Blick richtete sich gegen die Decke. Frank Adamic packte Martin hart an der Schulter und drehte ihn herum.

»He, weshalb sagst du nichts?«

Er drehte sich herum und starrte gegen die Wand.

Sein Vater fluchte. Aus der Tasche seines Weihnachtsmantels holte er eine Flasche. Er trank den billigen Gin wie Wasser, verkorkte die Flasche wieder und begann zu singen. Irgendein Weihnachtslied, das ihm gerade in den Sinn kam, obwohl er den Text nicht richtig kannte. Zwischendurch rief er immer wieder »Frohe Weihnachten, ihr verdamnten Miststücke! Fröhliche Weihnachten...«

Urplötzlich brach sein Geschrei ab. Seiner leblosen Frau drehte er

den Rücken zu, dafür starrte er zu seinem Sohn hin. »Los, Söhnchen, dreh dich um!«

Martin gehorchte nicht.

Er wurde geschlagen und starrte danach seinem Vater in das vom Alkohol gerötete Gesicht. »Weißt du, was ich mir vorgenommen habe, Kleiner? Nein, du kannst es nicht wissen. Aber wir beide werden jetzt gemeinsam Weihnachten feiern. Ja, wir beide. So wie ich es mir gedacht habe. Du wirst deinen Spaß bekommen, darauf kannst du dich verlassen. Es wird ein tolles Fest werden, ein Fest...« Er brach den Satz ab und begann zu lachen. »Ein Fest der wahren Freude. Hast du dich schon mal teuflisch gefreut? Wenn nicht, werde ich dir das gern zeigen, und du wirst begeistert sein.«

Martin schüttelte den Kopf. »Ich will nicht!«

Frank Adamic holte Luft. »Ach, wirklich? Du willst nicht. Daß ich nicht lache. Du mußt wollen. Ich werde dich zwingen, daß du willst, hast du verstanden?«

»Laß mich hier!«

»Nein!« schrie Adamic, und sein Gesicht verzerrte sich dabei. »Du kommst mit mir. Jeder Vater hat das Recht, mit seinem Sohn das Weihnachtsfest zu feiern. Und das werde ich jetzt. Aber es wird ein Fest werden, wie du es noch nie in deinem Leben erlebt hast. Du wirst es auch nie vergessen, das schwöre ich dir, mein Junge. Ich habe jemand etwas versprochen, und das werde ich auch halten.«

Sein Griff war eisern, als er Martin am Arm anpackte. Der Junge hatte keine Chance, sich zu befreien. Gegen die rohen Kräfte seines Vaters kam er einfach nicht an.

So wurde er aus dem Raum gezerrt und bekam nicht einmal die Chance, sich umzudrehen, um einen letzten Blick auf seine Mutter zu werfen. Auch wenn Martin es nicht genau mitbekommen hatte, er ging dennoch davon aus, daß seine Mutter nicht mehr lebte.

Mochte sie gewesen sein, wie sie wollte, sie hatte, wenn es darauf

ankam, immer zu ihm gehalten.

Das würde sie nun nie mehr können.

Martin weinte nicht. Der Junge war dazu nicht fähig, aber in seinem Innern war einiges zerbrochen und nicht mehr zu reparieren...

In der Gasse war es kalt.

Regen hatte das holprige Pflaster glänzend gemacht und auch große Pfützen gebildet. Die Häuser, die die Straße einrahmten, waren alt, schmal und wirkten düster. Nur hinter einigen Scheiben brannte Licht. Es gab auch Gebäude, wo niemand mehr wohnte. Sie sollten in einigen Wochen abgerissen werden.

Hin und wieder leuchteten auch Kerzen an einem Weihnachtsbaum. Aber nur sehr selten.

Vater und Sohn befanden sich allein in der Gasse. Noch immer hielt Adamic Martins Arm so hart fest, daß der Griff schmerzte. Er zog den Jungen hinter sich her wie einen Hund, und Martin bewegte seine Beine automatisch. Er dachte an nichts mehr. Er konnte nur hoffen, daß bald alles vorbei sein würde.

Aber der Terror ging weiter. Die meisten Laternen waren defekt. Man hatte sie durch Steinwürfe zerstört. Da dies immer wieder passierte, lohnte sich eine Reparatur nicht mehr.

Aber eine brannte noch.

Ihr Lichtschein fiel auf einen kompakt wirkenden Schatten, der direkt unter ihr stand. Ein Wagen!

Eine alte Karre aus den Sechzigern. Der Junge kannte das Modell gar nicht, und er wunderte sich nicht einmal, daß sein Vater das Fahrzeug ansteuerte und die Tür aufriß.

»Steig ein.«

»Nein, ich will nicht!«

Adamic hob die Hand, der Junge duckte sich, aber er gehorchte. Frank knallte die Tür zu und schloß sie von außen ab. Dann stieg er

ein. »So«, sagte er und starrte auf den Zündschlüssel, ohne ihn allerdings zu berühren. »Jetzt werden wir beide losfahren und das Weihnachtsfest so feiern, wie ich es mir vorgestellt habe.«

»Ich will aber nicht. Ich will zu meiner Mutter!«

Frank Adamic lachte schrill und drückte seinen Oberkörper zurück. »Da wirst du nie mehr hinkommen. Oder doch, aber später. Vielleicht auch nicht.« Er redete viel und schnell und wurde plötzlich durch eine Feststellung seines Sohnes unterbrochen.

»Du hast sie getötet, nicht?«

»Ja, ja!« Er klatschte in die Hände. »Das war meine Gabe an den, den du gleich kennenlernen wirst.«

Dieser letzte Satz war für ihn so etwas wie ein Signal, denn er startete den Wagen.

Das Fahrzeug schüttelte sich, bevor es anfuhr. Die Stoßdämpfer waren nicht mehr in Ordnung, an allen Stellen knarrte und quietschte es. Beim Fahren sackte die Karosserie ein, und das Gefährt schaukelte von einer Seite auf die andere.

Sie verließen die schmale Gasse und wandten sich nach rechts. Adamic hatte das Lenkrad hart eingeschlagen und noch Gas gegeben. Die abgefahrenen Reifen rutschten über das nasse Pflaster, der Wagen geriet ins Schleudern, wurde aber wieder abgefangen und beschleunigt. Für Martin wurde die Fahrt zu einem furchtbaren Alptraum. Er hockte auf dem Sitz, starrte auf seine Knie, fror und schwitzte zur gleichen Zeit, bekam Schüttelfrost, und seine Zähne schlugen dabei knackend aufeinander. Er wollte nichts mehr sehen, nichts mehr wissen und wünschte sich manchmal sogar, tot zu sein.

Aber die Reise ging weiter. Durch enge Straßen, durch Kurven, über schlechtes Pflaster, durch Löcher und über Buckel hinweg, bis Frank Adamic den Wagen so hart in eine Rechtskurve riß, daß das Fahrzeug fast gekippt wäre.

Es rutschte jedoch wieder zurück. Die schon fast blinden

Scheinwerfer warfen ihr Licht in einen mit Gerumpel vollgestellten Hof. Direkt neben einer Wand aus Blechtonnen stoppte Adamic.

»Aussteigen!«

Er selbst verließ den Wagen, doch sein Sohn blieb sitzen. Ein böses Grinsen umwehte den Mund des Mannes, als er hart die Beifahrtstür aufriß, Martin an der Schulter packte und vom Sitz zerrte. Er konnte sich auf dem glatten Untergrund nicht mehr halten, fiel auf die Knie und wurde wieder in die Höhe gezerzt.

»Los, komm mit! Ich werde dir zeigen, wie man Weihnachten feiert. Ich habe einen Freund, der wartet schon auf dich. Ich habe ihm versprochen, dich...«

»Ich will nicht!«

»Du mußt!«

Hart zerrte der Mann den Jungen weiter. Sie gingen an den Blechtonnen vorbei und gingen dorthin, wo die Scheinwerfer die Wand eines Gebäudes anstrahlten, das aus grauen Steinen errichtet worden war. Es sah aus wie eine Baracke.

Vor der Tür blieben sie stehen. Mit einer Hand hielt Adamic seinen Sohn fest, mit der anderen holte er einen Schlüssel hervor und schloß die Tür auf. Wind fegte über den Hof und ließ die Verkleidung des Mannes flattern. Adamic hatte Mühe, die Tür aufzuziehen, weil sie klemmte. Mit dem nötigen Kraftaufwand schaffte er es dennoch.

Er stieß den Jungen in die Dunkelheit des Raumes, und Martin wäre fast über seine eigenen Füße gestolpert. Er hielt erst ein, als ihn der Lichtstrahl einer Stablampe erfaßte, die sein Vater in der Hand hielt und jetzt schwenkte, weil er über den schmutzigen Boden leuchten wollte. Eine Eisenklappe stand offen.

Adamic leuchtete hinein. »Spring!« befahl er. »Es ist nicht tief. Los, rein mit dir!«

Martin war am Rand stehengeblieben und schüttelte den Kopf. Er wollte nicht, aber sein Vater kannte kein Pardon. »Soll ich dich

reinwerfen, verdammt?«

»Nein.«

»Dann mach!«

Martin sprang in die Grube. Er hatte die Augen geschlossen. Es war tatsächlich nicht tief, aber rutschig, so daß er ausglitt und auf sein Hinterteil fiel.

Sein Vater folgte ihm. Dicht neben Martin blieb er stehen und drehte seinen rechten Arm. »Hier werden wir Weihnachten feiern, denn hier ist mein Freund, der dich ab heute dein ganzes Leben über begleiten wird. Schau genau hin, und geh dann zu ihm!«

Adamic drehte sich noch weiter, so daß er bis an die Grenze der Grube strahlen konnte. Dort stand eine Figur.

Rötlich, häßlich und gleichzeitig widerlich. So widerlich, wie es nur eine Gestalt geben konnte. Es war der Satan!

Wie eine Schockwelle überflutete die Angst den Jungen. Die Figur sah aus, als wäre sie am Leben, dabei waren es nur die Augen, die das Höllenfeuer abstrahlten, die Gestalt aber mit dem blutigen Schein umgaben.

Die Teufelsfigur strahlte etwas so Schreckliches aus, daß dem Jungen angst und bange wurde. Er spürte den Druck der Hand kaum noch, die schraubstockartig auf seiner Schulter lag.

»Sieh ihn dir an!« vernahm er das scharfe Flüstern seines Vaters dicht an seinem rechten Ohr. »Sieh ihn dir genau an. Ist er nicht herrlich? Ist er nicht besser als dieser Weihnachtsbaum, dein Geschenk oder deine Mutter? Er bedeutet Zukunft für seine Freunde, und du wirst ein Freund von ihm werden, das verspreche ich dir, denn ich habe es ihm auch versprochen, mein Sohn!«

Nein, nein! Martin wollte es schreien, nur bekam er keinen Ton heraus. Er schaute nur auf die Statue, die da in all ihrer Grausamkeit vor ihm stand.

»Geh hin!« sagte Frank Adamic flüsternd. »Geh hin und umarme ihn. Er wartet auf dich!«

Martin wollte nicht. Er schüttelte den Kopf und stemmte sich auch gegen den Druck der Hand auf seiner Schulter.

Gegen die Kraft des Vaters kam er nicht an. Was er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, führte er auch durch. Schon sehr bald schleiften die Füße seines Sohnes durch den dicken Schmier auf dem Untergrund und hinterließen dort ihre Spuren.

Je mehr sich der Junge der Figur näherte, um so schrecklicher wurde ihr Anblick. Er konnte sie jetzt genauer erkennen, sah den im Verhältnis zum Kopf dicken Körper, erkannte aber auch die beiden gekrümmten Hörner, die aus der Stirn wuchsen. Ein wahres Höllengesicht. Fratzenhaft grausam, ohne Gefühl, und in den Augen ein widerliches Feuer.

Noch einmal versuchte es der Junge. Seine Stimme klang bittend, als er sagte: »Dad, laß mich doch. Was tust du mit mir? Bitte, ich will es nicht! Ich will wieder nach Hause!«

Der Mann lachte kalt und grausam. »Hier ist dein Zuhause, mein Junge. Hier wirst du ihm dienen. Ich habe eine alte Schuld zu begleichen. Er hat mich beschützt, und deshalb habe ich ihm etwas versprechen müssen. Ja, ich habe ihm dich versprochen. Du wirst ihm gehören, damit er sich an deiner Seele laben kann. Und ich weiß, wie herrlich das sein kann. Du wirst ganz andere Dinge kennenlernen. Du kannst dich freuen, mein Junge, nur freuen. Nicht jeder bekommt die Chance. Du wirst bald über die gewissen Dinge in der Welt ganz anders denken, darauf kannst du dich verlassen. Ich freue mich für dich...«

Martin hörte zwar die Worte, nahm sie aber nicht auf. Sein Blickfeld wurde vom Anblick dieser schrecklichen Figur voll und ganz eingenommen. Er glaubte sogar, hinter dem dreieckigen Schädel etwas anderes leuchten zu sehen.

Eine Knochenfratze!

Der Tod...

Tod und Teufel, die beiden Begriffe, die oft genug in einem Atemzug ausgesprochen wurden, vereinigten sich bei dieser Schreckensfigur, die für den Jungen die Stelle des Vaters annehmen sollte. Einen Schritt davor blieben die beiden stehen. Wieder begann Frank Adamic zu reden. »Jetzt, mein Lieber, wirst du ihm beweisen, wie sehr du ihn magst. Ich habe bereits das Versprechen gegeben. Jetzt bist du an der Reihe, es einzulösen. Los, umarme ihn!«

Martin wollte nicht. Er versteifte sich. Sein Vater merkte dies und schob ihn.

Der Junge glitt über den Boden, ohne allerdings auszurutschen. Und Frank Adamic kannte kein Fardon.

Das häßliche Gesicht mit den roten Augen wurde immer größer. Darin oder dahinter schimmerte weißlichgelb die Knochenfratze des Tods. Das breite Maul verzogen, als wollte er Martin grinsend anblecken.

»Jetzt machst du es!« schrie sein Vater.

Martin bekam keine Chance. Die Kraft des Erwachsenen war einfach zu groß. Der Junge fiel gegen die Statue und breitete unwillkürlich die Arme aus, so daß er die Figur umfassen konnte.

Adamic hatte seinen Triumph bekommen. Er kostete ihn aus und schrie:

»Fröhliche Weihnachten. Das ist unser Weihnachtsfest. Das Fest des Teufels, nicht das der Liebe...«

Martin hörte die Stimme, aber sie klang aus einer Entfernung zu ihm, die so unendlich weit zu sein schien. Er hielt die Statue umklammert, schaute in die schrecklichen Augen, spürte die Wärme, die sich zu einer Hitze steigerte, und hatte das Gefühl, weit ins All getragen zu werden, wo die Hitze auf ihn lauerte, die seinen Körper verbrannte. Vielleicht war es auch die Hölle...

Das merkte der Junge nicht mehr. Während der Umarmung war er zusammengebrochen und rutschte an der Vorderseite der Gestalt entlang zu Boden, ohne sich halten zu können. Ohnmächtig blieb er liegen, die Augen halb geschlossen, den Mund verzerrt.

Sein Vater leuchtete ihn an. »Ja«, sagte er. »Ja, mein Sohn. Du siehst schon aus wie ein kleiner Teufel.« Und zur Statue gewandt, verbeugte er sich und bedankte sich noch beim Herrscher der Hölle. Es war so gelaufen, wie er es sich vorgestellt hatte.

Der Satan hatte Regie geführt und dem Fest einen neuen Namen gegeben:

Mörderische Weihnachten!

Nicht einmal 30 Minuten später kletterte der Mann aus der Öffnung. Er hatte dabei eine kleine Leiter benutzt, die an der Stirnseite in die Höhe führte. Sein Sohn war noch immer nicht aus der Ohnmacht erwacht. Frank hatte sich die Gestalt über seine linke Schulter gelegt und wirkte wie ein Mann, der einen Buckel hatte.

Er keuchte, als er es endlich geschafft hatte. Fast sah es so aus, als wäre Martin von der Schulter gerutscht und hart auf den Boden geschlagen. Im letzten Augenblick konnte Adamic noch zugreifen und ihn festhalten.

Erst nahe der Tür legte er seinen Sohn nieder, um anschließend zu einer fast fieberhaften Beschäftigung zu erwachen. Aus der Mitte des Barackenraumes schob er einen breiten Schrank unter großer Anstrengung dorthin, wo sich nur schwach die Umrisse der Luke im Boden abzeichneten. Der Schrank war sehr schwer und auch so groß, daß er die Luke verdeckte. Wer weiß, wann jemand diese Lagerhalle betrat und ihn zur Seite rücken würde. Und ob er sich für den Einstieg interessierte, war auch fraglich. Sollte er es tun, würde er die Rache der Hölle voll mitbekommen.

Frank Adamic, der Gattinnenmörder, war mit seiner Arbeit vollauf

zufrieden. Er rieb seine schmutzigen Hände noch immer an der jetzt lächerlich wirkenden Kleidung des Weihnachtsmannes ab und hinterließ noch zwei zusätzliche dunkle Streifen.

Dann war er bereit.

Martin lag gekrümmt auf der Erde. Adamic bückte sich und hob ihn an. Er wuchtete ihn über die Schulter und vernahm gleichzeitig das Seufzen seines Sohnes, ein Zeichen für ihn, daß Martin erwachte.

»Das ist gut«, flüsterte er und stellte ihn wieder auf die Füße. Er mußte ihn festhalten, weil der Junge noch Schwierigkeiten mit seinem Kreislauf hatte.

Der Vater wartete. Er leuchtete Martin an. Das Gesicht sah normal aus, bis auf eine wichtige Kleinigkeit. Hinter der normalen Gesichtshaut schimmerte die Fratze eines Skeletts, so daß sein Kopf wie ein Hologramm wirkte. Adamics Augen leuchteten auf. Er wischte über sein Gesicht, die Lippen zuckten, als er grinste, nickte und dann flüsterte. »So habe ich es mir gewünscht. So und nicht anders.« Vor Freude rieb er seine Hände. »Der Teufel ist doch stärker!« hauchte er. »Ja, er ist viel stärker, das könnt ihr mir glauben.«

Er war einfach begeistert, freute sich und streichelte die Wangen seines Jungen, die sich zwar heiß anfühlten, trotzdem aber eine gewisse Kälte ausstrahlten, die tief im Innern des Kindes geboren wurde.

»Du bist ausersehen, den Tod zu bringen. Du bist jetzt ein Kind des Teufels, so wie ich eines geworden bin. Das wird unser Geheimnis bleiben, ich schwöre es bei den Kräften der Hölle. Niemand wird uns je in die Quere kommen. Wir haben die Macht.«

Martin hörte zu, er war allerdings nicht in der Lage, auch nur ein Wort zu erwidern. Der Junge starrte seinen Vater an, die Augen hatten sich verändert. In den Pupillen schienen kleine Flammen zu brennen.

»Denkst du noch an deine Mutter, Martin?«

»Ja.«

Adamic verzog das Gesicht. »Du sollst sie vergessen. Du wirst alles vergessen, was einmal war. Es zählt nur noch der Satan für dich — und mich natürlich.«

Martin gab keine Antwort. Irgendwie war Adamic froh darüber. Er wollte auch nicht länger bleiben, obwohl er an diesem Ort viel Zeit seines Lebens verbracht hatte, denn es dauerte, bis sich der Teufel meldete, und er nahm auch nicht mit jedem Kontakt auf, der es wünschte. Nur wer ihm etwas brachte, wie Adamic es getan hatte, der wurde irgendwann erhört. Jetzt gehörte sein Sohn ihm, dem Mächtigen aus der flammenden Unterwelt.

Ja, der Teufel war etwas ganz Besonderes. Wem er seine Gunst schenkte, der gehörte eben auch dazu.

»Bist du okay?« fragte er, bückte sich und schaute seinem Sohn in die Augen.

»Ja, ich glaube.«

»Gut, dann gehen wir.« Er nahm Martins Hand. »Wohin denn?«

»Zunächst nach Hause. Du mußt noch einige Sachen packen. Anschließend werden wir txnde verreisen. Wir ganz allein. Das wird eine Freude sein, kann ich dir sagen. Ich werde dir viele Dinge zeigen und dich auf die teuflischen Tatsachen vorbereiten.« Er lachte bei seinen letzten Worten, doch der Junge lachte nicht mit.

Sein Gesicht blieb ernst. Er wollte an seine Mutter denken, die so leblos neben dem Tannenbaum gelegen hatte, aber da war plötzlich eine Sperre in seinem Gehirn. Martin Adamic schaffte es einfach nicht, sich auf sie zu konzentrieren.

Das Leben mit ihr, all die Jahre schienen so unendlich weit zurückzuliegen.

Er spürte auch den kühlen Wind, der gegen sein Gesicht strich. Er brachte den Geruch von Öl und faulem Wasser mit. Die großen

Hafenbecken lagen nicht weit entfernt.

Der Junge erlebte den Gang zum Auto wie in einer Trance. Sein Gesicht war starr, der Blick ins Leere und nach innen gerichtet. Hätte man ihn jetzt aufgefordert zu sprechen, er hätte nicht einmal gewußt, was er noch sagen sollte.

Alles war so anders geworden, so fremd und leer.

Die Sitzpolster ächzten, als sich beide auf sie setzten. Adamic startete den Wagen. Er drehte eine Runde auf dem Hof, scheuchte eine Katze weg und rollte auf das Tor zu. »Du wirst deine Sachen packen. Danach fahren wir weg. Erst einmal in Richtung Küste.«

»Gehört dir das Auto?«

Frank kicherte. »Jetzt ja. Ich habe es mir einfach geholt, weißt du?«

»Gestohlen?«

»Na und? Was ist das schon? Du wirst bald allen Reichtum der Welt besitzen. Nein, wir zusammen, denn wir haben den besten Beschützer, den man sich vorstellen kann.«

Der Junge erwiderte nichts. Er schaute gradeaus und auf die blassen Lichtstrahlen der Scheinwerfer, die über das Katzenkopf-Pflaster glitten, das regenfeucht glänzte.

Noch immer war die Gasse leer. An diesem Abend waren die Bewohner entweder weg oder blieben in ihren Häusern. Überall wurde der Heilige Abend gefeiert, aber wohl nirgendwo so mörderisch wie bei den Adamics.

Diesmal fuhr der Mann bis vor das Haus. »Steig aus!«

»Kann ich nicht im Auto bleiben?«

»Nein, wir gehen in dein Zimmer und packen einiges zusammen.«

»Ich habe kaum etwas.«

»Das weiß ich. Trotzdem werden wir packen. Wir sind lange unterwegs. Für den Anfang muß es reichen. Danach werden wir uns alle Dinge beschaffen, die wir benötigen.«

Martin sagte nichts und stieg aus.

Seine Knie zitterten, als er auf die dunkle Haustür zuing. Frank hatte ihm wieder eine Hand auf die Schulter gelegt. Aus Sicherheitsgründen, er wollte nicht, daß sein Sohn wegrannte, obwohl eigentlich der Teufel die Gewalt über ihn haben mußte, wenn alles so gelaufen war, wie er es sich vorgestellt hatte.

Die Haustür war nicht verschlossen. Mit einer Hand drückte sie Adamic auf. Er trat zwei Schritte in den dunklen Flur und blieb stehen wie ein witterndes Raubtier.

»Was ist denn?« fragte der Junge.

»Ich rieche etwas.«

»Und was?«

»Menschen...« Er sprach es so aus, als wäre er ein Mitglied aus dem unmittelbaren Bereich des Teufels. »Meinst du Mutter?«

»Unsinn, die gibt es nicht mehr. Andere Menschen. Ich glaube, sie haben sich hier verborgen. Sei mal vorsichtig mein Junge. Ich werde...«

»Adamic, du wirst nichts. Nur stehenbleiben und deine verdammten Arme heben!«

Die Stimme war aus dem Haus gedrungen. Irgendwo in der Dunkelheit hatte der Fremde gelauert, aber er war nicht allein, denn einen Moment später standen Vater und Sohn inmitten der aus starken Lampen stechenden Lichtlanzen wie auf dem Präsentierteller. Adamic wußte, wer da lauerte.

Die Bullen!

»Satan, hilf!« keuchte er und kniff die Augen zusammen, weil ihn das helle Licht blendete.

Der Teufel half ihm nicht. Dafür vernahm er Schritte, die sich von allen Seiten auf die beiden zubewegten. Sogar auf der Treppe hörten sie den dumpfen Klang.

Das waren mindestens drei Leute, und einer von ihnen schaltete das

Licht ein.

Er hatte sich nicht getäuscht. Einer stand an der Treppe, der zweite dort, wo es zum Wohnzimmer ging, und der dritte hinter ihnen, er mußte vor der Tür im toten Winkel gelauert haben.

Das war die perfekte Falle.

Der Mann in Adamics Rücken packte blitzschnell zu und riß den Jungen von seiner Hand weg.

Martin wehrte sich auch nicht. Er ließ alles apathisch über sich ergehen. Die Polizisten hielten Waffen in den Händen. Deren dunkle Mündungslöcher waren auf Adamic gerichtet. Der Beamte an der Tür, er trug einen grauen Wintermantel, trat zur Seite und sagte: »Kommen Sie rein, Adamic!«

Frank nickte. Er ging in den Wohnraum und sah seine Frau noch so am Boden liegen, wie er sie verlassen hatte. Die Kerzen am Weihnachtsbaum waren erloschen. Aus den Flaltern schauten nur mehr krumm und schief die schwarzen Dochte.

»Ich bin Sergeant Blake«, sagte der Mann im Mantel und deutete mit dem Waffenlauf auf die Tote. »Waren Sie das, Adamic?«

Der hob nur die Schultern.

»Waren Sie es?«

»Ja, er war es!« Martin hatte sich gemeldet. Er stand in der Tür und deutete anklagend auf seinen Vater. »Ja, er hat sie getötet. Ich habe es gesehen.«

Adamic drehte sich um. Tückisch schaute er seinen Sohn an. »Was lügst du dir da zusammen?«

»Ich lüge nicht, Dad.«

»Verdammt, denk an unser Bündnis!«

Der Junge schüttelte den Kopf. »Ich habe es gesehen. Ja, ich habe es gesehen.«

»Okay, Jasper«, sagte Blake. »Bringen Sie den Jungen weg. Ich kümmere mich um Adamic!«

Frank stand da, ohne sich zu rühren. Er schaute auf den Rücken seines Sohnes.

In diesem Augenblick konnte ihm auch der Teufel nicht helfen. Seine Welt war vergessen.

Blake schleuderte den Mann herum, so daß dieser mit dem Gesicht zur Wand stand. Er mußte sich vorbeugen und die Hände gegen die Wand lehnen. »Und keine dumme Bewegung!« warnte ihn der Beamte, als er damit begann, Adamic zu untersuchen.

Er fand keine Waffe, trat zurück und sagte leise. »Du hast sie mit deinen Händen umgebracht, wie?«

Adamic gab keine Antwort. Er schielte nach rechts zur Tür, wo sich der dritte Beamte aufgebaut hatte. Er trug eine Lederjacke, die naß schimmerte.

»Woher wußtet ihr es?« fragte er.

»Man gab uns Bescheid. In der Nachbarschaft wurde man aufmerksam. Eine Frau hat das Haus betreten. Sie wollte sich etwas leihen, da fand sie Ihre Frau tot vor dem Weihnachtsbaum.«

»Das ist Pech.«

»Sie können sich umdrehen, Adamic«, sagte der Sergeant. »Sie werden den Raum verlassen und auch das Haus. Wollen Sie noch etwas mitnehmen?«

»Nein.«

»Damit verhafte ich Sie im Namen des Gesetzes...« Blake sprach noch die übliche Formel und holte Handschellen aus seiner Manteltasche. Er war ein wenig unaufmerksam, und diesen Augenblick nutzte Frank Adamic aus.

Der Mann sprang auf den Beamten zu und rammte ihn so wuchtig mit der Schulter, daß Blake sich nicht halten konnte und gegen den Weihnachtsbaum fiel, der natürlich umkippte.

Das bekam Adamic kaum mit. Er sprang bereits auf den Polizisten an der Tür zu.

Der behielt die Nerven und schoß gezielt.

Adamic sah noch das blasse Feuer vor der Mündung, dann bekam er einen heftigen Schlag gegen den rechten Oberschenkel. Sein Angriffsschwung wurde gebremst. Er selbst knickte ein. Während er fiel, schaute er in die Höhe, sah den Polizisten an und keuchte: »Du verdammtes Schwein, der Teufel soll dich holen!«

»Der wird mich wohl kaum mögen!«

»Er mag jeden!« erwiderte Adamic mit schwerer Zunge, dann krachte er zu Boden.

Blake hatte sich mittlerweile fluchend aus dem Tannenbaum befreit. Zwei Sekunden später umschloß die stählerne Acht die Handgelenke des Mörders. Die Kugel steckte in seinem Oberschenkel. Die Wunde blutete kaum, mußte aber schmerzen, weil der Mann das Gesicht zu einer Grimasse verzogen hatte.

Zu zweit schafften ihn die Polizisten aus dem Haus. Das Schußgeräusch hatte die Nachbarn aufmerksam werden lassen. Zahlreiche Zeugen schauten zu, wie Frank Adamic abgeschleppt wurde.

»Ihr blöden Hundesöhne!« schrie er. »Glotzt nicht so dämlich, verdammt! Los, verzieht euch! Singt eure Lieder vor dem Weihnachtsbaum.« In der Gasse hallte sein Schimpfen doppelt so laut wider. Die Verhandlung gegen ihn fand im folgenden Jahr statt. Und dort sah Adamic noch einmal seinen Sohn. Die beiden saßen getrennt. Einer auf der Anklagebank, der andere dort, wo die Zeugen ihre Plätze bekommen hatten.

Adamic schaute immer zu Martin hin, der die Blicke seines Vaters nicht erwiderte.

Der Junge sah adrett aus. In einer Verhandlungspause erfuhr Adamic, daß sich Pflegeeltern um ihn kümmerten.

Frank sagte nichts dazu.

Nach drei Tagen wurde das Urteil gesprochen. Die Presse hatte

Adamic als den Weihnachtsmörder hingestellt, der sich mit unbewegtem Gesicht den Spruch des Richters anhörte.

Zwanzig Jahre Zuchthaus! Auch Martin befand sich im Gerichtssaal. Er gab ebenfalls einen Kommentar ab.

»Meine Mutter bekomme ich durch das Urteil nicht zurück«, kommentierte er altklug.

»Möchten Sie noch etwas sagen, Angeklagter?« fragte der Richter.

»Ja, Euer Ehren. Ich möchte meinem Sohn etwas sagen!«

»Erlaubt!«

Frank Adamic drehte sich um. Im Saal war es still geworden. Man hätte eine Stecknadel fallen hören können. »Hör zu, Martin. Auch wenn es so aussieht, als hättest du alles erreicht. Denke das nicht, mein Kleiner. Der Pakt, den wir mit ihm geschlossen haben, ist stärker. Und er währt ewig. Irgendwann wirst du dich daran erinnern. Vielleicht erst dann, wenn ich draußen bin. Dann hole ich dich...«

Martin Adamic wandte sich ab. Er spürte wieder die Hitze in seinem Gesicht und schlug die Hände vor die Augen.

Sein Vater hatte ja recht, so verdammt recht. Aber Martin hoffte, daß sein eigener Wille stärker war.

Als Frank Adamic abgeführt wurde, bedachte er ihn mit keinem einzigen Blick mehr...

{c}Der Fehler{/c}

Zehn Jahre später! Er hatte geflucht, getobt, gebüßt, aber nichts vergessen. Und er war ruhiger geworden in seiner Zelle, in die man ihn gesteckt hatte. Zehn lange Jahre!

Und noch einmal so viele sollten es werden, bis er die grauen Mauern hinter sich lassen konnte. Das konnte und wollte er nicht mehr aushalten. Er mußte raus aus diesem verfluchten Zuchthaus. Adamic gehörte zu den Gefangenen, die mit anderen Männern kaum Kontakt hatten. Am Anfang war es schlimm gewesen, da hatte er sich

durchsetzen müssen und es auch geschafft. Man ging ihm aus dem Weg, weil er Ruhe haben wollte, um die Gespräche führen zu können. Dialoge mit dem Teufel!

Die meisten hatten sich an seinen Tick gewöhnt, auch die Wärter nahmen ihn nicht ernst, wenn er mit dem Satan redete. Oft so laut, daß es bis hinaus auf den Gang hallte, und nur er wußte, ob ihm der Höllenfürst auch Antwort gab. Wurde Adamic mal darauf angesprochen, hob der nur die Schultern oder spie dem Frager vor die Füße, je nach Laune.

Natürlich mußte er arbeiten. Die ersten sieben Jahre innerhalb des Komplexes, da hatte er Schrauben gezählt oder sich mit kleineren Reparaturen beschäftigt. Da er sich gut führte — von seinem Tick einmal abgesehen —, hatten die Verantwortlichen keine Bedenken, ihn für Außenarbeiten einzusetzen.

Auch dort wurde er von seinen Mitgefangenen gemieden. Die Männer mußten ein Stück Sumpf trockenlegen, weil in einigen Jahren hier eine Autobahn herlaufen sollte.

Es war eine Knochenarbeit. Im Sommer in glühender Hitze, im Winter bei beißender Kälte. Trotzdem war es besser, als in der Zelle Langeweile zu schieben.

Besuch hatte Frank Adamic in den zehn Jahren nur zweimal erhalten. Beide Male von seinem Anwalt, der hatte ihm auch nur erklärt, daß eine Berufung nichts bringen würde.

Um den dritten Besuch hatte er selbst gebeten. Da sonst niemand zu ihm kam, wurde der Antrag sofort genehmigt, und schon eine Woche später fuhren die Mitgefangenen ohne ihn in den Sumpf. Adamic sollte in seiner Zelle warten. Er saß auf dem Bett und rauchte. Noch einmal ließ er sich das durch den Kopf gehen, was er den Anwalt fragen wollte. In langen Nächten hatte er es auswendig gelernt, denn er brauchte ein Ziel, wenn er die Anstalt verließ.

Unter der Toilettenbrille angeklebt, lag seit drei Tagen seine Waffe.

Ein Stück hartes Schilfrohr, das er vorn so angespitzt hatte, daß es wie ein Messer wirkte. Man konnte damit einen Menschen töten. Er hörte die schweren Schritte des Wärters, und wenig später wurde die Tür geöffnet.

»Du kannst kommen, Adamic!«

»Okay.« Mühsam erhob sich der Mann. Er schaute auf die miesen grauen Zellenwände und trat hinaus auf den Gang. Mit vorgebeugten Schultern ging er in Richtung Besucherzimmer, passierte einige Sicherheitssperren und stand bald dem Mann gegenüber, der ihn vor gut zehn Jahren verteidigt hatte. Auch der Anwalt war älter geworden. Sein damals schon graues Haar zeigte jetzt eine schlohweiße Farbe. Die Augen blickten müde, um Mund und Augen hatten sich Falten gebildet. Die Männer starrten sich an. Auf der einen Seite der Anwalt im eleganten Kamelhaarmantel, auf der anderen der Gefangene in seiner blauen Sträflingskleidung.

»Wie geht es Ihnen, Mr. Adamic?«

Frank lachte. »Mister, das Wort kenne ich nicht mehr. Sagen Sie einfach Adamic, damit hat sich die Sache.«

»Okay.«

Sie setzten sich. »Ich bin vergessen worden, wie?« fragte Adamic.

»Ja. Der Weihnachtsmörder bringt heute keine Schlagzeilen mehr.«

»Das habe ich mir gedacht.«

»Wollen Sie denn wieder in die Schlagzeilen? Es hat keinen Sinn, schon jetzt eine Begnadigung einzureichen, das will ich Ihnen vorab sagen, Mr. Adamic.«

»Das weiß ich. Deshalb habe ich Sie auch nicht kommen lassen. Ich will etwas anderes von Ihnen wissen.«

»Ich höre.«

»Wie geht es meinem Sohn?«

Mit dieser Frage überraschte er den Mann. »Das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich war auch nicht darauf vorbereitet.«

»Lebt er noch?«

»Bestimmt.«

»Können Sie es herausfinden?« Adamic schaute den Mann bittend an.

»Mir läge viel daran...«

»Wollen Sie wieder Kontakt aufnehmen?«

Adamic hob die Schultern. »Was heißt Kontakt aufnehmen? Ich möchte es versuchen.«

Der Anwalt nickte. »Das wäre vielleicht gar nicht so schlecht. Die Zeit heilt die meisten Wunden. Mittlerweile sind zehn Jahre vergangen. Gut, ich versuche es.« Der Mann erhob sich. »Sonst noch was?«

»Nein.«

»Kann ich Ihnen auch eine schriftliche Nachricht zukommen lassen?« fragte der Anwalt.

»Meinetwegen.«

»Gut, Mr. Adamic, ich werde sehen, was ich für Sie tun kann. Und halten Sie den Kopf hoch. Man wird Ihnen bestimmt zwei Jahre schenken, wie ich die Justiz kenne. Sie haben sich ja gut geführt, wie ich hörte.«

»Es war auch besser.«

»Wenn mal alle so einsichtig wären wie Sie.« Der Anwalt nahm seinen Hut und ging.

»Du verlogenes Schwein«, flüsterte Adamic, aber so leise, daß der Mann nichts davon hörte.

Er wurde wieder zurückgebracht. »War aber ein kurzes Gespräch«, wunderte sich der Wärter.

»Ja. Man hat sich nicht viel zu sagen.«

»Kommt er noch mal wieder?«

»Glaube nicht.«

In der Zelle legte sich der Mann auf das Bett und verschränkte die

Arme hinter dem Kopf. Er sah auch nicht mehr so aus wie früher. Sein Haar war ebenfalls grau geworden.

Es lief relativ günstig, und er hoffte, daß ihm der Anwalt den Gefallen tat. Karriere schien er ja gemacht zu haben. Damals war er nicht so teuer gekleidet gewesen, aber auch er würde noch an die Reihe kommen, wie auch alle anderen, die ihn damals fertiggemacht hatten. Mörderische Weihnachten.

Er hatte sie eingeläutet, und es sollten nicht die letzten sein. In drei Wochen war es wieder soweit. Dann wollte er den verdammten Knast verlassen.

Die Tage vergingen.

Adamic arbeitete draußen im strömenden Regen. Die nasse Kälte drang selbst durch die dicke Anstaltskluft.

Jedesmal, wenn sie wieder in den Zellenblock zurückkehrten, wartete er auf Post.

Nichts kam.

Der Anwalt, dieser Hundesohn, schien ihn vergessen zu haben, und es war nur noch eine Woche bis zum Weihnachtsfest. Selbst im Knast hatte man einen Tannenbaum aufgestellt.

Unter den Gefangenen herrschte zu dieser Zeit eine gewisse Unruhe, weil zu Weihnachten auch Begnadigungen ausgesprochen wurden. Aus seiner Gruppe war diesmal keiner dabei. Es hatte sich auch kaum jemand Hoffnungen gemacht, vielleicht der Bankräuber, aber der mußte auch noch warten.

In der Nacht schlief Adamic kaum. Er rief jedesmal den Teufel an und bat den Höllenfürsten um Unterstützung. Dabei kniete er auf dem Zellenboden, vor sich eine brennende Kerze.

Adamic war in Einzelhaft. Mit ihm wollte niemand die Zelle teilen. Er flehte und flüsterte, rief immer wieder den Namen des Satans, damit sich dieser ihm offenbarte, aber der Teufel hielt sich zurück, er ließ ihn schmoren. Und wieder begann einer dieser scheußlichen

Regentage, wo nicht nur die Laune der Wärter dem Nullpunkt zustrebte, auch die der Gefangenen, die arbeiten mußten.

Hin und wieder flammten Streitigkeiten auf, und die Wärter mußten hart durchgreifen.

Ein breitschultriger Mischling wurde schließlich in Ketten abgeführt. Von da an lief es besser.

Müde, ausgelaugt, kaputt und auch mürrisch kehrten die Gefangenen wieder zurück.

Und diesmal gehörte Adamic zu denen, die Post entgegennehmen konnten. Der Brief war natürlich geöffnet und kontrolliert worden, das störte den Mörder nicht. Was ein Anwalt schrieb, war sowieso unverfänglich genug. Er konnte es kaum erwarten, in die Zelle zu kommen. Wer bei diesem Wetter draußen arbeitete, durfte anschließend heiß duschen. Darauf verzichtete der Mann freiwillig. Er wollte nur seinen Brief lesen. Kaum in der Zelle, riß er ihn aus dem Kuvert und war enttäuscht, daß der Anwalt die Seite kaum vollgeschrieben hatte. Aber er hatte alle wichtigen Informationen zusammengefaßt. Einen Martin Adamic gab es noch in London. Er lebte in der Nähe von Soho, war jetzt über zwanzig, arbeitete in einer Schlosserei und lebte nicht mehr bei seinen Pflegeeltern. Er besaß inzwischen eine eigene Wohnung und natürlich auch einen Telefonanschluß.

Über Frank Adamics Gesicht huschte ein kaltes Grinsen. Mehr hatte er nicht wissen wollen. Mehrmals las er den Brief, prägte sich die Adresse ebenso ein wie die Telefonnummer und beschäftigte sich in den folgenden Stunden mit seinem Fluchtplan.

Am nächsten Tag schon würde er verschwinden, und er hoffte, daß das Wetter ebenso mies war wie in den Wochen zuvor...

Die Sterne oder vielmehr die Wolken standen günstig. Bereits in der Nacht hatte es angefangen zu regnen. Gegen Morgen war es sogar

windig geworden, so daß die langen, grauen Schleier wie schiefe Bahnen über das Land trieben.

Alles versank in diesen Wassermassen. Normalerweise jagte man keinen Hund vor die Tür, aber die Gefangenen mußten raus. Das Signal war schon erklingen, als Frank Adamic seine Zelle verließ, die er noch mit einem letzten Blick bedachte. Es war so etwas wie ein Abschiednehmen. Wenn es nach ihm ging, würde er nicht mehr hierher zurückkehren. Heute mußte sich alles entscheiden. Die Vorzeichen standen günstig. Man hatte ihn schon seit Tagen dem Reparaturtrupp zugeteilt. Sie wurden immer dann losgeschickt, wenn irgend etwas defekt war, bei Wind und Wetter, aber das alles ließ sich ertragen. Wer im Reparaturtrupp arbeitete, der hatte es geschafft, hieß es unter den Gefangenen.

Sie gingen zu Fuß. Nur die Aufpasser fuhren. Sie saßen in den Geländewagen und brüteten vor sich hin. Und gerade auf einen dieser Wagen hatte es Adamic abgesehen.

Er ließ sich nichts anmerken. Wie immer trottete er hinter seinem Vordermann her, die Blicke stur auf dessen gebeugten Rücken gewandt. Die Männer sprachen kaum, wenn, dann kamen nur Flüche über ihre Lippen.

Der Regen peitschte ihnen ins Gesicht.

Der Marsch bis zur Arbeitsstelle dauerte gut eine halbe Stunde. Sie marschierten über die schlammigen Wege und auch quer durch das Gelände.

Schon bald tauchten die Umrissse der Bagger wie graue Riesen aus den Wasserschleiern auf. Daneben standen, gewaltig wirkend, zwei Baracken, in denen sich die Wärter aufhielten, wenn sie keinen Wachgang hatten.

Es war wie immer.

Die Kavalkade der Gefangenen stoppte an einem bestimmten Punkt. Zuerst sprangen die gefährlichen Bluthunde von den Wagen, dann

folgten die Aufpasser. Eingeteilt brauchten die Gefangenen nicht mehr zu werden. Jeder wußte, was er zu tun hatte. Sie bekamen ihre Werkzeuge, meist Schaufeln und Hacken und begaben sich an ihre Arbeit, denn sie unterstützten die Bagger und räumten das weg, was die großen schaufelnden Mäuler liegengelassen hatten. Die Männer vom Reparaturtrupp blieben im Regen zurück. Es waren insgesamt sechs Leute.

Erst als die anderen verschwunden waren, wandte man sich an sie.

»Okay, Männer, ihr könnt jetzt in die Baracke gehen. Da steht ein kleiner Elektromotor, der muß gereinigt werden. Bis zum Mittag ist er fertig, verstanden?«

Die Gefangenen nickten nur. Minuten später standen sie im Trockenen. Gemütlich war es in der feuchten Bude trotzdem nicht. Ein Aufpasser blieb bei ihnen. Sie nannten ihn Tube, nach der Londoner U-Bahn. Er hatte vor seiner Zeit im Zuchthaus als Kontrolleur gearbeitet und war dann in den Staatsdienst übernommen worden. Noch heute schwärmte er von seiner U-Bahn-Zeit.

Tube war in Ehren alt geworden. Schon fast 60, sah er die Dinge etwas anders und hatte zu einigen Gefangenen sogar ein gutes Verhältnis. Allerdings nicht zu Adamic, denn Tube war ein gläubiger Mensch und haßte alles, was mit dem Teufel oder der Hölle irgendwie zusammenhing.

Ihn beobachtete er auch stets mißtrauisch, und Adamic wußte das. Zusammen mit den anderen Gefangenen arbeitete er am Motor, doch plötzlich trat er zurück und schleuderte einen Reinigungslappen zu Boden. Dann krümmte er sich und preßte seine Hände gegen den Leib.

»He, was ist?« rief Tube. »Ich muß...«

»Spiel uns nichts vor, verdammt.«

»Nein, bestimmt nicht. Aber ich muß zum Lokus.«

»Warte noch.«

»Er kann doch nicht in die Hose scheißen«, sagte ein anderer.

Tube nickte. »Okay, du kannst gehen. Aber ich bin dabei.«

»Meinetwegen«, quetschte Adamic durch die zusammengebißenen Zähne. »Aber schnell.«

»Ja, ja, schon gut. Kack nur nicht zu lange. Draußen ist es naß.«

»Weiß ich selbst.«

Sie hatten einen Abtritt gebaut. Eine windschiefe Bude, primitiv und unhygienisch, aber danach fragte niemand. Die Tür besaß nur die halbe Höhe, ähnlich wie die eines Western-Saloons.

Nicht weit entfernt parkten die Wagen, und Adamic wußte genau, daß Tube, einer der Fahrer, einen Schlüssel bei sich trug. Noch immer gekrümmt laufend wankte er vor dem Aufpasser her. Der Regen umgab beide wie ein Schleier, und schon bald war die Baracke hinter der grauen Wand nicht mehr zu sehen.

Eigentlich hätte noch ein zweiter Wärter mitgehen müssen, das jedoch wurde bei diesem Wetter nicht so genaugenommen. Wer hier fliehen wollte, kam nicht weit. Die Hunde waren zumeist schneller. Adamic zog die Tür auf. Er trat in den stinkenden Abtritt und schaute auf das Loch, das in eine hölzerne Sitzbank hineingeschnitten worden war.

»Und beeil dich!« rief Tube noch.

»Ja, schon gut.«

Zur Täuschung mußte Adamic die Hose runterlassen, da er wußte, daß die Wärter meist nachschauten. Tube bildete da keine Ausnahme, er blickte kurz über den Rand, sah den hockenden Mann, der ihm die Zunge herausstreckte, und verzog sich wieder.

Weit ging er nicht. Allerdings zu weit für Adamic, der aus seinem Socken das zurechtgespitzte Stück Schilfrohr gezogen hatte und es in der rechten Hand hielt.

Er zog die Hose wieder hoch und ging zur Tür. »Tube!« rief er.
»Was ist denn?«

»Komm mal her. Ich glaube, ich blute.«

Die schleierhafte Gestalt des Wärters drehte sich nur unwillig.

»Was kann ich denn da machen?«

»Nachgucken.«

»Soweit kommt es noch. Vielleicht ist das Teufelsblut. Der Satan ist doch dein Freund...«

»Red doch keinen Mist!« Adamic hatte seiner Stimme einen gequälten Klang gegeben.

Tube kam tatsächlich. Er hatte manchmal ein weiches Herz. Den Abtritt wollte er nicht betreten, aber er konnte leuchten und hielt seine Lampe bereits in der Hand.

Sehr nahe kam er an die Tür, um über deren oberen Rand hinwegpeilen zu können. Er reckte den Hals, und genau darauf hatte Frank Adamic nur gewartet.

Tube wurde überrascht. Er schrie nicht einmal, als der Killer mit seiner Waffe zustieß. Er spürte nur den wahnsinnigen Schmerz im Hals und dann nichts mehr.

Ohne einen Laut von sich zu geben, sank er zu Boden. Aus dem Hals rann ein dünner Blutfaden, der sich mit dem schmutzigen Regenwasser auf dem Boden vermischte. Es goß weiterhin in Strömen. Das rausehende Geräusch war ideal für Adamic. Niemand würde ihn hören oder sehen, wenn er floh.

Den Schlüssel hatte er schnell gefunden. Bis zu dem grünen Geländewagen waren es nur wenige Schritte. Adamic sprang in den Wagen und freute sich über den Fehler des anderen. Der Motor lief sofort. Hart fuhr er an. Die ersten Yards waren am wichtigsten. Er mußte die Straße erreichen und bis zur nächsten Ortschaft fahren. Er war noch nie dort gewesen und wußte nur, daß sie Halston hieß.

Adamic jagte davon, kam auf die Straße und erhöhte die Geschwindigkeit. Trotz Aquaplaning-Gefahr jagte er weiter. Regelmäßig schaute er in den Rückspiegel, konnte aber keine

Verfolger erkennen. Die Zeit wurde ihm lang. Man hatte von zehn Meilen gesprochen, bis er den Ort erreichte. Dort waren die Bullen bestimmt schon alarmiert worden, wenn alles nicht so lief, wie er es sich vorgestellt hatte. Aber dieses Wetter schien ihm der Teufel persönlich geschickt zu haben. Die Chance, entwischen zu können, war größer.

Ein Wagen kam ihm entgegen. Wie ein Gespenst huschte er vorbei. Für ihn ein Zeichen, daß es bis zum Ort nicht mehr weit war, und tatsächlich erschienen schon bald die ersten Häuser.

Adamic kannte sich in dieser Gegend nicht aus. Er fuhr nach Gefühl und mied die Hauptstraße.

Adamic kam durch.

Zum erstenmal entspannte sich dabei sein Gesicht. Er öffnete den Mund. Über seine Lippen drang ein lautes, triumphales Lachen, das an Widerlichkeit nicht mehr zu überbieten war.

Wenig später glaubte er Alarmsirenen zu hören, war sich aber nicht sicher.

Wie würde es jetzt weiterlaufen?

Adamic hatte lange genug im Knast gesessen, um über Alarmpläne informiert zu sein. Wenn ein Gefangener floh, wurden nicht nur Fahrzeuge, Menschen und Bluthunde zur Jagd eingesetzt, sie versuchten auch, den Entlaufenen aus der Luft zu schnappen. Dazu jagten sie ihn mit Hubschraubern, die mit starken Suchscheinwerfern ausgerüstet waren.

Der Regen würde eine Suche durch Hubschrauber unmöglich machen. Allerdings würden sie in einem weiteren Umkreis die Straßen sperren und auch in den umliegenden kleinen Ortschaften nachfragen. Es gab für Frank Adamic nur eine Chance, wenn er durchkommen wollte. Er mußte sich verstecken.

Manchmal hat der Mensch Glück im Unglück. So erging es auch Adamic. Zwar regnete es bald nicht mehr so stark, dafür trat Nebel

auf. Er kam von den Sümpfen wie eine weiße, dicke Wand. Adamic ging aufs Ganze. Noch fuhr er in einem halbsbrecherischen Tempo auf der Straße, schon bald aber entdeckte er einen schmalen Weg, der in die Sümpfe führte. Da jagte er den Wagen hinein.

Zuerst klappte noch alles wunderbar, dann wurde der Boden weicher. Immer tiefer versanken die Reifen. Adamic konnte sich an den Fingern ausrechnen, wann die Fahrt zu Ende war. Er wollte aber nicht, daß der Wagen gefunden wurde. Er fuhr deshalb in einen Sumpf. Urplötzlich sackten die beiden Vorderräder ein.

Adamic kannte den Sumpf. Für ihn wurde es höchste Zeit, auszusteigen. Er stieß die Fahrertür auf und turnte aus der Kabine. Sein Fahrzeug hatte schon eine gewisse Schräglage bekommen. Er stand noch auf dem Trittbrett. Der Sumpf schmatzte und gurgelte, Geräusche, die er kannte.

Er kletterte auf das Dach des Wagens, fühlte sich aber dort nicht unbedingt sicherer. Und dann geschah es, er rutschte aus und landete weich, zu weich...

Adamic sank ein!

Zum erstenmal seit seiner Flucht überkam ihn die Panik. War alles umsonst gewesen?

Er wollte es nicht einsehen, verhielt sich genau richtig und bewegte sich nicht zu hastig. Dann versuchte er, den ersten Fuß aus dem Sumpf zu ziehen, was ihm sogar gelang, aber mit dem linken Bein sackte er statt dessen tiefer ein.

Die Falle war zu.

Helle Nebelschwaden umwallten ihn. Sie kamen ihm vor wie die Geister aus einem Totenreich, die ihn als neuen Gast empfangen. Trotz der Kälte lag plötzlich Schweiß auf seiner Stirn. Angstschweiß. Frank Adamic schaute sich mit fiebernden Blicken um. Er suchte einen Strauch oder Krüppelbaum, an dem er sich festhalten konnte. Er sah auch einen, aber der wuchs verdammt weit

entfernt, auch wenn er seine Zweige wie einen Kranz ausgebreitet hatte. Das Geäst wuchs dicht über dem Boden. Um es erreichen zu können, hätte Adamic einen doppelt so langen Arm haben müssen. So blieb ihm nichts anderes übrig, als sich vorzubeugen und den Arm so weit auszustrecken, wie es eben nur möglich war.

Der Sumpf zog an ihm. Er schien aus Tausenden von Saugnäpfen zu bestehen, die sich an seinen Beinen bis zum Hüftgürtel festgeklammert hatten.

Die Gegend war so verflucht tückisch. An der Oberfläche schimmerte das Wasser wie ein dicker, dunkelgrüner Belag. Er war nicht sehr hoch, aber darunter befand sich diese widerlich weiche und so brandgefährliche Masse, die alles in die Tiefe riß, was sie nur bekommen konnte. Frank Adamic ächzte und schrie. Sein Schultergelenk schmerzte, so weit hatte er den Arm ausgestreckt. Die Hand war zur Klaue gespreizt. Seine Finger bewegten sich greifend, denn der Schatten des Büschs fiel förmlich über seinen Handrücken, doch es war nur ein Schmutzstreifen, und an ihm konnte er sich nicht festhalten.

Die Kraft an seinen Beinen war einfach stärker. Sie ließ ihm nicht die geringste Chance. Das Moor wollte ein Opfer.

Adamic fluchte. Seine Schreie hallten in die weißen, rollenden Nebelwolken hinein. Er verfluchte sich und seinen Ausbruch. Das alles hätte nicht zu sein brauchen. Er hätte noch bleiben können, die Jahre absitzen, und er hatte auf den Falschen gesetzt.

Der Teufel ließ ihn im Stich!

Adamic sank tiefer. Dabei hatte er den Eindruck, als würde der Sumpf immer höher steigen. Seinen Gürtel hatte er längst erreicht. Das grünliche Wasser schwappte inzwischen um seine Brust. Wenn Adamic Luft holte, bereitete es ihm große Mühe. Auf seinem Gesicht zeichneten sich die Qualen ab. Der Mund stand offen. Sprühregentropfen fielen auf seine Lippen, er begann automatisch zu

schlucken, und der Nebel hüllte ihn bereits ein wie ein Totenschleier.

Sie würden ihn nie finden. Sie würden überhaupt nichts mehr finden. Was der Sumpf einmal hatte, das ließ er nicht mehr los. Schräg hinter sich vernahm Adamic Gurgeln und Schmatzen. Er brauchte nicht erst den Kopf zu drehen, um zu wissen, was dort vorging. Sein Wagen sank ein.

Er war das erste Opfer gewesen, und bei Adamic würde es ebenfalls nicht mehr lange dauern, da die grüne Brühe bereits seinen Hals erreicht hatte und er noch mehr in die Tiefe gezogen wurde. Frank Adamic hatte auf den Teufel gesetzt - und das Spiel verloren.

»Satan!« Der Ruf glich einem röhrenden Schrei, als er tief aus seiner Kehle drang und dumpf in den Nebel hallte. »Satan, du hast mich verlassen. Ich habe mich voll auf dich verlassen. Ich habe dir vertraut, ich habe einen Pakt mit dir geschlossen und dir meinen Sohn zu treuen Händen übergeben. Zeigst du deinen Dienern so deine Dankbarkeit. Munterst du sie so auf?«

Er wollte noch mehr hinzufügen, doch die Oberfläche geriet in wellenförmige Bewegungen. Sie schwappten auch ihm entgegen und spülten gegen seinen Mund.

Das Auto war endgültig versunken. Nur noch der sich bewegende Sumpf kündete davon, daß die Natur wieder einmal stärker gewesen war. Noch gelang es dem Mann, seine Arme nach verschiedenen Seiten auszustrecken, als würde dort jemand warten, der ihm half.

»Satan...!«

Der letzte Schrei drang aus seinem Mund in die weißen Nebelwolken hinein. Ein letzter Hilferuf, bevor er elendig erstickte. Keine Hoffnung — oder doch?

Etwas leuchtete direkt vor ihm. Ein verschwommenes Licht. Zunächst nahm Frank an, daß es sich dabei um den Strahl einer Taschenlampe gehandelt hatte, vor die jemand einen farbigen Filter

gesetzt hatte. Aber es war keine Lampe, das erkannte der Mann einen Moment später, als vor ihm plötzlich eine brennende Gestalt stand. Zuerst dachte er an den Busch, dann erkannte Frank, daß die Gestalt nur glühte und das dreieckige Gesicht des Teufels besaß. Er war da!

Frank Adamic konnte es nicht begreifen. Er schüttelte den Kopf, wollte etwas sagen, aber seine Kehle war zu. Zudem bewegte sich das Sumpfwasser bereits in Höhe seiner Oberlippe.

»Du hast gezweifelt?« Die Stimme des Teufels drang aus dem weißen Dunst hervor.

»Ja, ich...«

»Man zweifelt nicht am Teufel! Eigentlich sollte ich dich verrecken lassen...«

Auch jetzt wußte der Killer nicht, ob er vielleicht nur träumte. Konnte es etwas Unheimlicheres geben, als dieser tückische Sumpf, den weißen, lautlos heranrollenden Nebel und dazwischen den Teufel? Er stand da wie eine Figur. Ob er den Untergrund berührte, war für Adamic nicht zu erkennen. Jedenfalls rührte sich der Satan nicht, er schaute zu und tat auch nichts, als Adamic noch weiter einsank. Dafür stellte er eine Frage. »Willst du noch immer an mir zweifeln, Frank?«

»Nein...!«

»Wirklich nicht?«

»Ich sagte doch...«

Der Satan bewegte sich. Oder vielmehr die feuerrote Gestalt, in der er sich zeigte. Er griff zu.

Adamic hätte schreien können vor Schmerzen, als er den Druck und den Griff an seinen Haaren spürte, die viel zu kurz waren, als daß man ihn hätte an ihnen aus dem Sumpf ziehen können. Aber der Teufel schaffte es. Er zog seinen Diener im letzten Augenblick hervor. Der Killer fühlte sich wie ein Korken, den jemand aus der Weinflasche zog. Mit einer spielerisch anmutenden Leichtigkeit

schaffte es der Teufel, seinen Diener aus der lebensgefährlichen Lage zu befreien. Er schleifte ihn weiter und stellte ihn dorthin, wo es relativ ungefährlich und trocken war.

»Hier wartest du«, sagte er.

»Auf wen?«

»Ich komme zurück...«

Der Teufel war so schnell verschwunden, daß Adamic nicht mitbekommen hatte, wie es geschah. Er zitterte am gesamten Leib. Die Kleidung war naß und klebte am Körper. Wasser und Schlamm rannen außen an ihr entlang und sammelten sich um die Schuhe des Ausbrechers. Erst jetzt kam ihm so richtig zu Bewußtsein, daß er dem Tod in letzter Sekunde von der Schippe gesprungen war. Verdammt, er war ihm dankbar. Der Teufel hatte endlich gezeigt, daß er noch vorhanden war und ihn, seinen Freund und Diener, nicht vergessen hatte.

Kurz nach dem Ausbruch hatte er noch Furcht vor seinen Häschern gehabt. Aber was waren sie schon gegen den Teufel mit seiner unbegrenzten Macht? Was niemand konnte, schaffte er. Der Satan überwand Brücken, riesige Entfernungen, für ihn gab es keine Hindernisse. Er stieg aus der Hölle in die normale Welt und durchfuhr sie als Gestalt der Macht und des Schreckens.

Auf ihn wartete er.

Der Teufel ließ sich Zeit. Adamic fror und zitterte. Er stand als einsame Gestalt in der lautlosen, nebelumwallten Sumpflandschaft, horchte in die Tiefe, weil er damit rechnete, daß sich auch die Jäger bemerkbar machten.

Dann hörte er das Brummen.

Adamic kannte das typische Geräusch eines fliegenden Hubschraubers. Also versuchte man es trotz des schlechten Wetters. Aber sie würden nichts sehen, die Wolken waren einfach zu dicht und schienen mit dem Untergrund verklebt zu sein.

Adamic zitterte so stark, daß seine Zähne anfangen zu klappern. Wieviel Zeit mittlerweile vergangen war, wußte er selbst nicht. Er hoffte nur, daß der Satan sehr schnell ein Einsehen mit ihm hatte, sonst holte er sich doch noch den Tod.

Das Geräusch des Hubschraubers wurde leiser, bewegte sich dabei nach rechts und verstummte schließlich.

Sie schienen es aufgegeben zu haben!

Der Killer atmete auf. Inzwischen mußte es Mittag sein, aber es war kaum heller geworden. Manchmal blies ein Windstoß die Nebelwolken durcheinander, so daß er an einigen Stellen klare Sicht bekam. Er konnte über den flachen Sumpf sehen, entdeckte die Inseln, die manchmal wie flache Buckel aus der Fläche schauten, und er sah auch die knorrigen Gewächse, die ihm vorkamen wie dürre Monster. Der Teufel kam.

Adamic hatte ihn nicht gesehen, er wußte nur, daß er in der Nähe war, und so drehte er sich um.

Jetzt stand der Satan vor ihm. Eingehüllt in einen schwarzen Mantel, der nur über seinen Schultern lag und vorn offenstand. »Deine Zeit ist gekommen«, erklärte er mit fauchender Stimme. »Ich habe beschlossen, dich nach London zu schaffen.«

Adamic nickte. Er konnte kaum glauben, was man ihm da vorschlug.

»Und mein Sohn?«

»Hast du nicht seine Telefonnummer?«

»Ja, woher weißt du...?«

»Ich bin immer über alles informiert, was meine Diener unternehmen. Das mußt du dir merken. Du wirst nach London gehen und dich bei deinem Sohn melden.«

Der Ausbrecher nickte heftig. »Das mache ich gern. Was geschieht dann?«

Das Gesicht des Teufels verzog sich in die Breite. Es bekam einen diabolischen Ausdruck. »Was danach passiert, müßtest du eigentlich

wissen, Adamic!«

Der Killer nickte, bevor er flüsterte: »Mörderische Weihnachten, nicht wahr?«

Asmodis nickte nur...

In London war es naßkalt. Mal regnete es, dann wieder blies ein steifer Wind die Straßen trocken, bevor der nächste Schauer kam. Es war ein Wetter, wo sich die Menschen die meisten Erkältungen holten, vor allen Dingen, wenn sie in zugigen Räumen arbeiteten, wie Martin Adamic in der Werkstatt eines kleinen Betriebs.

Die Tür wurde nie richtig geschlossen, zudem waren die Fenster nicht dicht, so daß immer Durchzug herrschte. Obwohl er unter seiner Arbeitskleidung einen dicken Pullover trug, fror er, schwitzte mal, fror wieder, so daß er einen regelrechten Schüttelfrost bekam. Deshalb freute er sich, wenn die acht Stunden vorbei waren und er Feierabend machen konnte.

Auch an diesem Tag war es so. Noch immer besaß er die blonden Haare. Sie waren nur länger geworden. Martin Adamic gehörte zu den großen Menschen. Er war zudem schlank, hatte ein männliches Gesicht, und es gab nicht wenige Mädchen, die gern mit ihm ihr Bett geteilt hätten.

Da hielt sich der junge Mann zurück.

Er schaffte es einfach nicht, denn irgend etwas war mit ihm. In der Nacht, wenn die Dunkelheit alles verdeckte, drang es tief aus seinem Innern hervor und sorgte dafür, daß er stets von Schweißausbrüchen überfallen wurde. Danach folgten die Träume.

Sie waren so verdammt realistisch. Er träumte stets das gleiche. Er sah sich als Kind im Zimmer der Eltern, den Vater als Weihnachtsmann verkleidet hereinkommen, seine Uhr zerstörend und die Mutter danach erschlagend. Diese Szene war noch ziemlich verschwommen, die folgende sah er wesentlich deutlicher.

Er und der Teufel!

Diese Statue, die er hatte umarmen und küssen müssen. Er hatte gespürt, wie da eine mörderische Kraft in seinen Körper hineingefahren war und ihn auch in den letzten zehn Jahren nicht verlassen hatte. Da steckte etwas in ihm.

Die Kraft und die Macht der Hölle!

»Na, träumst du?« Es war der Werkstattleiter, der an ihn herangetreten war, ein gutmütiger Mensch, immer gemütlich wirkend und sehr freundlich, wenn alles klappte. Ging mal etwas schief, dann konnte der Mann toben, daß die Wände wackelten.

Seine Frage riß Martin aus den Gedanken. »Nein, ich habe gerade nachgedacht.«

»Über ein dienstliches Problem?«

»Nein.«

Der Werkstattleiter hatte zwei Kinder in Adams Alter. Sie wohnten noch bei ihm im Haus, während Martin seine Eltern verlassen und sich eine eigene Wohnung genommen hatte. Daß es nur Pflegeeltern gewesen waren, wußte kaum jemand, auch der Werkstattleiter nicht.

»Geht es dir nicht gut, Martin?«

Der junge Mann hob die Schultern. »Ich glaube, ich werde krank.«

Der Werkstattleiter hatte Verständnis und nickte Martin Adamic zu.

»Okay, du siehst schlecht aus, Junge. Weißt du was, mein Lieber? Geh nach Hause und lege dich ins Bett!«

»Danke.«

»Okay, wir hören voneinander.«

Martin Adamic ging. Aus dem Spind holte er seine Lederjacke und streifte sie über. Er besaß einen japanischen Kleinwagen, den er für wenig Geld erworben hatte.

Der Weg zu seiner Wohnung kam ihm doppelt so lang vor wie sonst. Ständig überkamen ihn andere Gedanken.

Sie führten ihn zurück in seine Kindheit. Das Bild des Teufels vor seinem geistigen Auge vergrößerte sich, und er glaubte auch, eine zynische, rauhe und triumphierende Stimme zu hören. »Du gehörst mir, mein Junge. Wie auch dein Vater...«

Martin war froh, als er endlich seine Bude erreicht hatte. Sie bestand aus einem Zimmer und einem kleinen Bad, in das er ging und sich kaltes Wasser durch das Gesicht laufen ließ.

Danach taumelte er zu seinem Bett und ließ sich fallen. Auf dem Rücken blieb er liegen, starrte gegen die fleckige Decke und dachte daran, daß dieser Raum Ähnlichkeit mit dem Zimmer besaß, in dem er als Kind gelebt hatte.

Bis zu diesem Weihnachtsfest...

Wieder überkam ihn die Erinnerung. Er sah seine tote Mutter, dann den Vater, dessen Gesicht von dem des Teufels abgelöst wurde. Beide grinsten ihn an. Und Martin fielen auch die letzten Worte ein, die sein Vater nach dem Urteilsspruch zu ihm gesagt hatte.

Er gehörte dem Teufel. Und der Satan würde ihn sein Leben über begleiten. Bisher hatte er davon nicht sehr viel gespürt, nun aber kam es mit Macht. Er bekam Schweißausbrüche, sein Atem ging heftig. Obwohl niemand mit ihm darüber gesprochen hatte, wußte er plötzlich, daß er an einem Scheideweg stand.

Irgend etwas war passiert...

Und er, Martin Adamic, war dabei, zu einem anderen zu werden. Er legte beide Hände gegen seine Wangen. Sie schienen zu brennen, so heiß fühlten sie sich an.

»Ich habe Fieber!« flüsterte er. »Es wird eine Erkältung sein, die mich gepackt hat...«

Das Telefon schrillte.

Ein Geräusch, das er in diesem Augenblick haßte, weil es Schmerzstiche durch seinen Schädel drückte. Beim dritten Läuten richtete er sich auf, beim fünften hob er den schwarzen Hörer ab und

preßte ihn gegen sein rechtes Ohr.

Es meldete sich niemand, Martin vernahm nur das keuchende Atmen eines Menschen.

»Wer ist denn dran?«

»Martin?«

»ja.«

Ein leises Lachen folgte. »Erkennst du mich nicht an der Stimme, mein Junge?«

»Wieso? Ich...«

»Erinnere dich. Weihnachten vor zehn Jahren. Deine Uhr, der Weihnachtsmann...«

Martins Gesicht verzerrte sich. Er sah so aus, als wollte er anfangen zu weinen, dann aber preßte er nur einen Satz hervor. »Du bist mein Vater...«

»Genau!«

Martin brauchte eine Pause, weil er seine wilden Gedanken und Vermutungen erst sortieren wollte. Alles drängte sich dann zu einem Ergebnis zusammen. »Du bist doch im Knast.« Kaum hatte er den Satz ausgesprochen, als er ihn schon selbst nicht mehr glaubte.

»Nein, das bin ich nicht mehr.«

»Hat man dich vorzeitig entlassen?«

»Auch nicht.«

»Dann bist du geflohen.«

Wieder klang das Lachen durch den Hörer. »So ist es. Ich bin ihnen entwischt, und ich habe dabei einen mächtigen Helfer gehabt...«

Martin Adamic wäre fast der Hörer aus der Hand gefallen. Er war entwischt. Das durfte nicht wahr sein. Nun war das eingetreten, was Martin immer befürchtet hatte. Zehn Jahre hatte sein Vater gegessen. Zehn lange Jahre hatte er sich zudem überlegen können, was er tun würde, wenn er rauskam.

»Bist du noch dran, Junge?«

»Sicher.« Martin schluckte. »Von wo aus rufst du an?«

»Ich bin in London!«

Martin verzog das Gesicht. Er hätte es sich denken können. Klar, London war das große Auffangbecken für gestrandete Existenzen. In London konnte jeder untertauchen, wenn er es wollte. Auch ein Ausbrecher!

»Was hast du vor, Frank?« fragte Martin. Das Wort Vater bekam er nicht über die Lippen.

»Wir werden uns doch sicherlich sehen, oder nicht?«

Martin Adamic preßte die Lippen hart zusammen. Das hatte er sich gedacht, aber verdammt noch mal, er wollte seinen Vater nicht sehen und sagte dies ihm auch. »Nein, ich will nicht. Ich will dich nicht mehr sehen, Frank. Hast du verstanden? Wenn du zu mir kommst, verständige ich sofort die Polizei.«

Der Killer lachte ihn aus. Ja, er lachte ihn einfach aus. »Die Polizei willst du rufen?«

»So ist es.«

»Das wirst du nicht können, Martin. Vergiß nicht, daß wir einen gemeinsamen Freund haben, dem du versprochen worden bist. Er ist stark, er ist ungewöhnlich mächtig. Er hat nicht nur dich in der Hand, auch mich. Er wird uns beide ein wahrer Freund sein und uns auch beschützen, wenn wir uns von ihm beschützen lassen wollen. Hast du gehört?«

»Sicher.«

»Dann reiß dich zusammen. Stell dich nicht gegen mich. Du wirst es nicht können.«

Martin schwitzte. Er atmete schnell und heftig, aber er wußte nicht, was er seinem leiblichen Vater noch erwidern sollte. Dafür sprach der.

»Weihnachten, Martin, bald ist Weihnachten. Hör jetzt genau zu. Weihnachten.« Adamic buchstabierte das Wort sehr langsam und fast

mit Genuß.

»Ich weiß es.«

»Es dauert nicht mehr lange, mein Sohn. Nur noch eine Woche bis zum Fest. Und ich bin in der Stadt. Weißt du, Martin, was das bedeutet?«

»Nein.«

»Mörderische Weihnachten!« erklärte der Killer laut lachend, so daß es im Kopf des jungen Mannes widerhallte. Martin konnte den Hörer nicht mehr halten. Er rutschte ihm aus der Hand und fiel auf den Apparat. Martin preßte beide Hände gegen sein Gesicht.

Sein Vater hatte nicht gelogen. Er war wieder da. Und er würde das Weihnachtsfest in einen Taumel des Schreckens verwandeln...

{c}Die Abrechnung{/c}

Ich sah noch Sukos grinsendes Gesicht vor mir, als ich mich an diesem Mittag verabschiedete. »Dann kauf mal schön, John«, hatte er gesagt.

»Und du?«

»Wem soll ich etwas schenken? Wenn ich tatsächlich was brauche, bestelle ich es aus einem Katalog.«

»Das ist einfach.«

»Und bequem!«

Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, aber mir ist der vorweihnachtliche Rummel einfach zuwider. Nicht die Zeit selbst, sondern das, was die Menschen aus ihr gemacht haben.

In keiner Zeit des Jahres gibt es soviel Hetze wie in den Wochen vor dem Fest. Jeder will da etwas kaufen, jeder rennt, flucht, ist nervös, die Herzbeschwerden steigen, die Infarktgefahr ist groß. Chaos. Überfüllte Läden und Kaufhäuser. Gestreßte Verkäuferinnen, dazwischen die weihnachtliche Musik, die Reklame, die künstlichen Tannenbäume aus Lichterketten, die Girlanden, die kitschigen Rauschgoldengel, die Weihnachtsmärkte, wo nicht nur Dinge

verkauft wurden, die etwas mit dem Fest zu tun hatten, sondern auch Pizzen, Hamburger, Hot dogs und einiges mehr.

Und zwischen den hastenden Menschen liefen die herum, die Weihnachten symbolisieren sollten. Die Weihnachtsmänner. In den letzten Jahren war ihre Anzahl sprunghaft gestiegen. Sie standen an den Eingängen der großen Kaufhäuser und »verteilten« an Kinder Geschenke, die die Eltern vorher bezahlt hatten.

In den Paketen befand sich meist billiges Zeug, das man einige Yards weiter in den Kaufhäusern preiswerter erstehen konnte. Aber da wurde man nicht von einem Weihnachtsmann bedient.

Ich hatte mir natürlich auch meine Gedanken gemacht und überlegt, wem ich etwas kaufen mußte oder wollte.

Glenda natürlich, auch für Suko wollte ich eine Kleinigkeit besorgen, dann die Horror-Oma, meinem Patenkind Johnny, das kaufte aber Sheila und schickte es mir zu, und Jane Collins, die mittlerweile wieder in London bei Sarah Goldwyn lebte.

Es war eine ganze Latte, die ich zu erstehen hatte. Ob ich da mit einem Nachmittag auskam, war fraglich.

So schlich ich also durch London, dachte an keine Dämonen, sondern nur an die Geschenke.

In einem Laden, der alles mögliche in seinen Regalen stehen hatte, fand ich etwas für Lady Sarah. Sie liebte ja Ketten in allen Längen und Ausführungen. Dabei brauchten sie nicht teuer zu sein, Hauptsache, sie hängte sich etwas um den Hals. Und eine solche Kette fand ich auch. Ein buntes Gemisch aus Perlen und Goldplättchen. Wie ich Lady Sarah einschätzte, würde ihr die Kette sicherlich gefallen. Ich zahlte den Preis bei der poppig angezogenen Kassiererin, deren Lilondes Kunsthaar noch von einer roten Schleife verziert wurde. Ihr Lippenstift schimmerte in der gleichen Farbe, während der Blusenstoff aussah, als wäre er in flüssiges Gold getaucht worden.

»Frohes Fest, Sir!« rief sie mir nach, bevor sie sich an den nächsten Kunden wandte, um ihm nach der Bezahlung dasselbe zu wünschen. Eigentlich hatte ich es ja nicht gewollt, aber da ich mich schon im Londoner Einkaufszentrum bewegte, trieb es mich auch in die Kaufhäuser. Ich landete bei Harrod's, wo ich vor Jahren einmal den Fall mit den teuflischen Puppen erlebt hatte.

Bei Harrod's hatte sich einiges verändert. Viel war umgebaut worden, besonders in den Weihnachtswochen, wo die Käufer mehr auf Geschenke fixiert waren.

Natürlich hatte man auch einen riesigen Tannenbaum aufgestellt und festlich geschmückt. Er glänzte und glitzerte in allen Farben. Ob Kugeln, Engel, Lametta, es war einfach alles vorhanden. Ebenso wie Süßigkeiten und Gebäck. Alles wippte an den Zweigen, die noch von einer künstlichen Schneesicht teilweise bedeckt waren. Zusätzlich war der Baum noch mit Girlanden geschmückt worden.

Unter ihm standen, wie konnte es auch anders sein, zwei Weihnachtsmänner.

Weihnachtliche Musik durchwehte die gewaltigen Etagen, so daß sich die Kunden weiter in ihren Kaufrausch hineinsteigerten. Kleidung konnte ich Glenda nicht kaufen, die besorgte sie sich selbst, aber ich wußte, daß sie gern Musik hörte und auch ein bestimmtes Parfüm bevorzugte, das von einem französischen Modeschöpfer stammte. Danach hielt ich Ausschau.

Man hatte große Tische aufgestellt und sie mit Geschenken gefüllt, die Männer kauften, wenn sie nicht lange herumsuchen wollten. Ein Tisch war sehr schön dekoriert worden. Parfüms aller Marken und Preisklassen standen dort, und über ihnen schwebten zwei Engel mit ausgebreiteten Hügeln, die wohl auch so etwas wie den Duft symbolisieren sollten. Die Verkäuferin glich keinem Engel. Zwar war sie stark geschminkt, besaß künstliche Wimpern und angeklebte Fingernägel, aber sie machte einen geschafften Eindruck. Man hätte

ihr einen Stuhl geben sollen, so hielt sie sich praktisch am Tisch fest, weil ihre Beine schwer geworden waren. Das Haar trug sie im Nacken lang, während die dunkle Pracht auf dem Kopf zu kurzen Strähnen hochgestellt worden war.

Neben ihr blieb ich stehen, und sie schaute mich mit einem gleichgültigen Blick an.

»Ich suche ein bestimmtes Parfüm«, sagte ich.

Sie hob die Schultern. »Hier auf dem Tisch ist fast alles vorhanden, Mister.«

»Da steht ein bißchen viel.«

»Kann ich auch nichts zu. Ich muß hier nur zusehen, daß niemand etwas stiehlt.«

Ich lächelte sie an. »Große Lust haben Sie nicht.«

»Stellen Sie sich mal hier den ganzen Tag hin. Da wird Ihnen auch die Lust vergehen.«

»Jeder hat eben seinen Job.«

»Sage ich auch«, erwiderte sie und wandte sich einer anderen Kundin zu, die jede Menge Kosmetikartikel mit sich schleppte. Ich suchte an der gegenüberliegenden Seite weiter. Um mich herum herrschten Trubel und Gedränge. Das Stimmengewirr wurde von einem spitzen Schrei übertönt. Ich wirbelte herum.

Eine Frau im mittleren Alter stand gekrümmt da und hatte ihre Finger in die Haare gekrallt. Sie trug einen weißen Thermomantel, das Gesicht war verzerrt, als hätte sie etwas Schreckliches gesehen, und aus ihrem Mund drang der Schrei wie bei einer Sirene.

Keiner ging zu ihr. Die übrigen Kunden hatten einen Kreis um sie gebildet und schauten sie aus sicherer Entfernung an. Ich sprengte den Kreis, packte die Schreiende an der Schulter und schüttelte sie durch. »Verdammt, hören Sie auf!«

Sie starrte mich an, als ob ich der Weihnachtsmann gewesen wäre, und klappte tatsächlich den Mund zu. »Alles wieder okay?« fragte

ich.

»Nein, nein!« keuchte sie und krallte ihre Finger in den Ärmelstoff meines Mantels. »Nichts ist okay!«

»Und weshalb haben Sie so geschrien?«

»Weil ich ihn gesehen habe.«

»Wen?« fragte ich locker. »Den Weihnachtsmann?« Die Bemerkung rutschte mir so heraus, Umstehende lachten, aber die Frau nickte heftig.

»Ja, den Weihnachtsmann, Mister. Ob Sie es glauben oder nicht. Er hatte kein normales Gesicht mehr, sondern einen gelben Totenschädel. Ja, er hatte einen Totenschädel!«

Was sollte ich dazu sagen?

Entweder hatte die Frau recht, oder sie war durchgedreht nach den vielen Einkäufen und dem Streß.

»Gebt der Frau mal einen Schnaps«, sagte ein Mann.

»Oder eine kalte Dusche.«

»Die ist ja verrückt!«

Auf die Kommentare konnte ich verzichten. Zum Glück hatten die Gaffer nicht viel Zeit. Jeder wollte so rasch wie möglich seine Einkäufe hinter sich bringen. Der Ring der Neugierigen löste sich schnell wieder auf. Ich aber blieb und schaute zu, wie sich die Frau mit einem Taschentuch Tränenwasser aus den Augenwinkeln tupfte.

»Warum gehen Sie nicht auch?« fragte sie mit weinerlich klingender Stimme.

Ich hob die Schultern. »Weil es mich interessiert, ob Sie das wirklich gesehen haben?«

Sie bog ihren Oberkörper zurück. Ihr Gesicht hatte etwas Puppenhaftes. An den Ohrläppchen baumelten kleine Schmuckkegel. »Glauben Sie mir jetzt auch nicht?«

»Es fällt mir zumindest schwer.«

»Aber ich habe ihn gesehen.«

»Und wo?«

Sie deutete mit dem ausgestreckten Zeigefinger schräg zu Boden.
»Hier! Genau an dieser Stelle. Da ist er vorbeigegangen und hat mich aus seiner knöchernen Fratze angeschaut.«

»Und er war gekleidet wie ein Weihnachtsmann?«

»Das war er.« Sie nickte heftig. »Wie ein Weihnachtsmann. Der rote Mantel mit dem weißen Kunstfell.« Sie beschrieb nicht allein durch Worte, sondern zeichnete die Kleidung noch mit den Händen nach. »Die Kapuze hatte er ebenfalls über den Kopf gestreift. Sie fiel bis in seine blanke Knochenstirn.« Die Erinnerung daran ließ sie schauern.

»Wo ist er denn hingelaufen?«

Die Frau hob die Schultern. »Ich weiß es nicht genau, aber nicht nach draußen.«

»Sie können sich an nichts erinnern?«

Die Zeugin kaute auf ihrer Unterlippe. »Das ist so eine Sache, wissen Sie. Wenn ich recht darüber nachdenke, ist er nach links gerannt, wo sich die Rolltreppen befinden. Er muß in einer der oberen Etagen verschwunden sein.«

Ich drehte mich zur Seite und schaute dorthin, wo sich die Rolltreppen befanden. Man konnte über mehrere in die oberen Stockwerke fahren. Auf der Treppe herrschte dichtes Gedränge, aber der Weihnachtsmann war in seiner typischen Kleidung dort ebenfalls gut zu sehen.

»Ist er das?« fragte ich.

Die Frau hob die Schultern und zog ein zweifelndes Gesicht. »Ich kann es Ihnen nicht sagen. Die sehen alle irgendwie gleich aus. Man müßte schon in ihre Gesichter schauen.«

»Ja, das werde ich übernehmen.«

»Dann glauben Sie mir?«

»Bestimmt.«

Sie holte tief Luft und atmete gleichzeitig auf. »Glauben Sie mir, Mister, ich bin nicht verrückt und auch nicht überspannt, wie manche vielleicht meinen. Das ist mein voller Ernst gewesen. Unter dem Kapuzenrand starrte mich ein Knochenschädel an. Wie kann man nur so etwas tun? Solche Masken müßten verboten werden.«

»Da stimme ich Ihnen zu, Madam. Falls es tatsächlich eine Maske gewesen ist.«

»Wie... wie meinen Sie das denn?«

Ich winkte ab. »Ach, nur so, vergessen Sie es. Ich schaue mir den Knaben jedenfalls mal an.«

»Sie sind von der Polizei?«

Ich beugte mich vor und flüsterte ihr die Antwort verschwörerisch leise ins Ohr. »Aber nicht weitersagen, ich komme vom Geheimdienst. Ich bin der richtige James Bond.«

Über den Gesichtsausdruck der Frau mußte ich noch lachen, als ich die Rolltreppe erreichte und hochfuhr.

Es gibt Leute, die sich in einem derartigen Gedränge wohl fühlen. Ich gehöre nicht dazu. Mich umwehten zahlreiche Gerüche. Vom süßen Parfüm über Schweißgeruch bis zum Gestank von Mottenpulver war alles vorhanden. Weihnachtlich war das nicht gerade. Den Weihnachtsmann entdeckte ich in dem Durcheinander nicht. Ich nahm mir vor, objektiv an die Sache heranzugehen. Es war durchaus möglich, daß sich die Frau getäuscht hatte. Aber hin und wieder gibt es auch Scherzbolde, die ihre Mitmenschen gern erschrecken. Auch das hätte mich nicht weiter gestört, wenn es nicht gerade die Kinder gewesen wären, die auf den Weihnachtsmann so sehr fixiert waren. Und denen einen Totenschädel zu präsentieren, war nicht eben die feine Art. Ich erreichte die erste Etage. Hier wurde alles mögliche verkauft. Ich sah Stoffe, Gardinen, Lederwaren und Porzellan. Nur den Weihnachtsmann entdeckte ich nicht. Er

konnte natürlich auch höher gefahren sein, dann wäre er mir sowieso entwischt, deshalb beschloß ich, in diesem Stockwerk meine Runde zu drehen.

Auch hier klingelten die Kassen und die Weihnachtsglocken. Künstliche und mit Chemie-Schnee bedeckte Weihnachtsbäume zauberten eine Winterlandschaft.

Was ich nicht für möglich gehalten hatte, geschah tatsächlich. Ich gelangte in eine Abteilung, in der nicht so viel Betrieb herrschte. Der Käufer mußte den Eindruck haben, daß er sich von einem kleinen Laden in den nächsten bewegen konnte, ohne eine Tür öffnen zu müssen. Die Kleidungsstücke, die angeboten wurden, waren von hoher Qualität und dementsprechend im Preis. Den konnten nur sehr wenige Kunden zahlen.

Ich durchquerte auch diese kleinen Läden und gelangte wieder an eine Rolltreppe. Sie führte nach unten, war praktisch leer, bis auf eine Person, die gerade die Rolltreppe betrat. Die Frau trug einen grünen Wintertrench. Ich sah sie genau, aber auch den Weihnachtsmann, der hinter ihr erschienen war. Er hatte eine Hand gehoben. Mein Herzschlag setzte aus, als ich das gewaltige Messer sah, dessen Klinge aus seiner Faust schaute. Dann stieß er zu!

Ich konnte nicht einmal die Waffe ziehen und schießen, weil der Weihnachtsmann die Frau als Deckung benutzte. Sie stand noch auf der Stufe, bäumte sich plötzlich auf, und ihr Gesicht zeigte ein fassungsloses Staunen.

Wie ein Schatten war der Weihnachtsmann verschwunden, und wie ein Schatten raste auch ich in entgegengesetzter Richtung die Stufen der Rolltreppe hoch.

Die Frau kippte mir entgegen.

Während ich die Arme ausstreckte, warf ich einen Blick in ihr Gesicht, das so starr war. In den Augen lag kein Leben mehr. Ich

hielt einen Moment später eine Tote in den Armen und sah die schlimme Wunde in ihrem Rücken.

Noch hatte niemand etwas von dem Vorfall bemerkt. Ich aber wollte den Killer.

Bevor wir unten ankamen, legte ich die Tote behutsam hin und rannte mit langen Sätzen die Stufen hoch. Mit einem letzten Sprung ließ ich die Rolltreppe hinter mir, schaute mich um, sah den Weihnachtsmann nicht, hörte dafür die entsetzten Schreie aus der Etage unter mir, weil dort die Tote entdeckt worden war.

Darum konnte ich mich nicht kümmern. Vor mir sah ich die mit Kleidern, Röcken und Blusen gefüllten Stände. Manche rund und drehbar, andere lang.

Verkäuferinnen starrten mich an. Eine von ihnen fragte ich nach dem Weihnachtsmann. »Haben Sie ihn gesehen?« fuhr ich sie an.

»Ja, ja...«

»Wo ist er hin?«

»Da... da hinten.«

Ich ließ sie stehen und rannte weiter. Die Herrenabteilung schloß sich an. Anzüge, Mäntel, Kunden, Verkäufer, das alles wurde vor meinen Augen zu einem regelrechten Wirbel.

Mein Herz klopfte wild, als wollte es jeden Augenblick zerspringen. Ich holte keuchend Luft, wurde angesprochen, jemand versuchte mich festzuhalten, aber ich rannte weiter.

Wo steckte der Killer in der Maske des Weihnachtsmannes? Vor mir befand sich die Sportabteilung. Geräte konnte man hier nicht kaufen, dafür alles, was man als Freizeitsportler benötigte. Von der Seite her näherten sich hastige Schritte. Eine Kundin schaute mich erschreckt an und ging zurück.

Ich drehte mich nach rechts. Ein bulliger Mann lief auf mich zu. Er hatte ein breitflächiges Gesicht, trug ein grünes Hemd und eine knallig blaue Krawatte.

»Bleib stehen!«

Ich ging auch nicht weiter, doch als er mich in den Polizeigriff nehmen wollte, rammte ich ihm kurz den Ellbogen in den Leib. »Sind Sie eigentlich verrückt?« fuhr ich ihn an.

Er wankte zurück, bis ihn ein Verkaufsständer aufhielt. »Verdammt, ich mache Sie...«

»Wer sind Sie?«

»Hauspolizei... der Detektiv.«

»Okay, Mister«, sagte ich und holte meinen Ausweis hervor.

Er stierte ihn an und nickte. »Sorry, aber ich wußte nicht...«

»Beim nächstenmal sehen Sie sich die Leute besser an, dann werde ich auch nicht so hart reagieren.«

Er stand wieder. »Ist schon klar, aber Sie haben sich wie ein Ladendieb benommen.«

»Das kann ich mir vorstellen. Es ging nicht anders.«

»Wieso denn nicht?«

»Ich suche einen Mörder!«

Der Detektiv schluckte laut. »Was suchen Sie? Einen Killer? Hier?«

»Genau.«

»Ich habe keinen gesehen.«

»Auch keinen Weihnachtsmann?«

Jetzt starrte er mich an, als hätte er einen Verrückten vor sich. »Was soll das heißen, einen Weihnachtsmann? Glauben Sie, daß Ihr Killer ein Weihnachtsmann gewesen ist?«

»Das glaube ich nicht nur, das weiß ich. Eine Etage tiefer liegt das Opfer, eine Frau. Jetzt sagen Sie mir endlich, ob Sie einen Weihnachtsmann gesehen haben?«

»Nein, hier nicht, aber unten.«

»Das interessiert nicht. Ich rede von dieser Verkaufsetage.«

»Tut mir leid, ich saß ja auch in meinem Büro.«

»Okay, Mister, dann helfen Sie mir wenigstens mit, den Mörder zu suchen.«

Er war aufgeregt und schwitzte. Mit einem Taschentuch putzte er den Schweiß von der Stirn. »Sie... Sie glauben wirklich, daß der Mörder ein Weihnachtsmann-Kostüm trug?«

»Er trägt es, verlassen Sie sich darauf.«

»Wie hat er sein Opfer denn getötet.«

»Mit einem Messer!«

Der Detektiv schluckte und wurde noch blasser. Er war mutig, wenn es gegen Ladendiebe ging, da hatte er auch einen relativ gemütlichen Job, aber einen Killer zu stellen, war nicht seine Art. »Wenn Sie den Mörder sehen sollten«, sagte ich ihm, »rufen Sie mich.«

»Klar.«

Wir trennten uns. Viel traute ich dem Mann nicht zu. Seine Angst war einfach zu groß. Dieses Stockwerk, das wir absuchten, war für uns relativ günstig eingerichtet. Nicht zu hohe Tische, und auch die Ware war nicht zu hoch aufgestapelt worden. So konnte unser Blick über die Warenstände streifen.

Ich entdeckte den Killer nicht. Schritt für Schritt tastete ich mich vor, verließ die Sportabteilung und geriet dorthin, wo man Teenager-Boutiquen aufgebaut hatte. Das war alles sehr poppig. Die Kleidungsstücke lagen in bunten angestrichenen Metallwürfeln. Die Umkleidekabinen waren ebenfalls mit poppig angemalten Türen versehen, auch die jungen Verkäuferinnen sahen entsprechend aus, und über allem strahlte eine Neonschrift auf in einer bunten Vielfalt.

Ich wurde etwas komisch angeschaut. Wer in meinem Alter verirrte sich schon in diese Abteilung, wenn er keinen Sohn oder keine Tochter bei sich hatte?

Bei einer zur Funkerin aufgemotzten Verkäuferin erkundigte ich mich nach dem Weihnachtsmann.

Die Kleine schob erst den Kaugummi von links nach rechts, bevor sie fragte: »Sind Sie nicht der Weihnachtsmann, Mister?«

»Nein, der Nikolaus.«

»Da fehlt Ihnen aber der Sack.« Sie grinste breit. Ich enthielt mich einer Antwort, die Lage war einfach zu ernst. Zudem kam eine Kollegin der Punkerin angelaufen. Kreidebleich war sie im Gesicht, und mit sich überschlagender Stimme berichtete sie von dem Mord, der eine Etage tiefer geschehen war.

Auch den Hausdetektiv entdeckte ich nicht. Ich schaute in die Kabinen, verließ die Abteilung und stand wieder vor einer Rolltreppe. Ich schaute in die Etage darunter. Dort liefen immer mehr Menschen zusammen, auch eine Megaphon-Stimme vernahm ich. Sie hörte sich nach einem Polizeiorgan an.

Ich drehte mich wieder um und hörte aus der Teen-Abteilung einen spitzen Schrei. »Da ist ja der Weihnachtsmann.«

Wie ein Wirbelwind drehte ich mich um und raste die Strecke zurück. Tatsächlich, er war da.

Zwei Mädchen starrten ihn an. Er selbst stand geduckt und schien irritiert zu sein.

»Weg da!« brüllte ich den Verkäuferinnen zu, weil ich nicht wollte, daß der Killer sie als Geisel nahm.

Ich selbst zog auch keine Waffe, da ich die Lage nicht noch mehr verschärfen wollte. Mein Blick richtete sich auf das Gesicht unterhalb der Kapuze.

War es ein Totenschädel?

Bevor ich darauf eine Antwort bekommen konnte, hatte sich der Weihnachtsmann schon gedreht. Er hechtete zu der Umkleidekabine, drückte die Tür auf, verschwand dahinter und knallte sie wieder zu. Jetzt saß er in der Falle.

Ich blieb stehen, zog meine Waffe, und die Verkäuferinnen stoben aufschreiend auseinander.

Von der Tür hielt ich einen genügenden Abstand, zielte aber mit der Beretta auf sie. »Kommen Sie raus!« rief ich.

Der Weihnachtsmann rührte sich nicht. Nur die Tür zitterte noch leicht nach!

Ich scheuchte die Verkäuferinnen noch weiter weg, weil ich die Tür aufbrechen wollte. Den rechten Fuß hatte ich bereits erhoben, als ich hinter der Tür das zischende Geräusch vernahm. Im gleichen Augenblick sah ich eine weißgelbe Wolke über der Kabine stehen, sprang vor und trat sie auf.

Sie knallte gegen die rechte Holzwand der Kabine. Die Umkleidekabine war leer!

Der Weihnachtsmann hatte sich buchstäblich in Luft aufgelöst. Das heißt, nicht ganz.

Als Andenken hatte er die Wolke hinterlassen, und die stank so nach Schwefelgas, wie ich es nur vom Teufel gewohnt war...

Die Tür schwang wieder zurück, und ich drehte mich um. Der Teufel also. Er hatte wieder mal seine Hände im Spiel. Seit ich dies wußte, war mir auch klargeworden, daß dies ein Fall für mich war. Jetzt war ich als Geisterjäger gefordert.

Hier war kein normaler Killer am Werk, sondern ein vom Teufel geschickter, wenn nicht sogar Asmodis selbst in dieser perfiden Verkleidung. Zuzutrauen war ihm das.

»Wo ist er?« wurde ich gefragt.

»Weg!«

Die Mädchen starrten meine Waffe an. Eine sprach von dem Killer eine Etage tiefer. Ich zeigte ihnen zur Beruhigung meinen Ausweis. Danach wirkten sie etwas gelöster.

Ich ging wieder dorthin zurück, wo ich auch hergekommen war und traf mit dem Hausdetektiv zusammen. »Haben Sie ihn?« fragte er mich.

»Nein.«

Er war aufgeregt. »Aber da habe ich doch etwas gehört. Wie... wie ein Schrei oder...«

»Er war da und ist verschwunden.«

»Nein — und Sie haben ihn nicht aufhalten können?«

»Dann müssen eben die Aus-und Eingänge versperrt werden und...«

»Das ist bestimmt schon geschehen. Nehmen Sie einfach zur Kenntnis, daß der Mörder flüchten konnte.«

»Ja, sicher.«

Ich ließ den Mann stehen und ging zur Rolltreppe, die ich auch hochgefahren war. Man hatte sie inzwischen abgestellt, so konnte ich sie als normale Treppe benutzen.

Mein Blick fiel in die Tiefe, und ich sah eine Menge. Die tote Frau lag am Fuß der Treppe. Einige Kpllegen von der Mordkommission hatten sich um sie versammelt. Ein Fotograf schoß Aufnahmen. Das Blitzlicht irritierte mich. Uniformierte hatten für eine Absperrung gesorgt. Hinter ihr drängten sich die Kunden zusammen mit dem Personal. Auch mich wollte man aufhalten, aber ich wurde sehr schnell erkannt, so konnte ich in den Kreis treten. Ich hatte ihn noch gar nicht gesehen, weil er sich gebückt hatte, doch als er sich aufrichtete, sah ich zuerst einen speckigen Hut, dann den alten Mantel und den grauen Anzug, auf dessen Revers stets ein Hauch von Zigarrenasche lag, weil Oberinspektor Tanner gern seine Stumpen qualmte.

Er sah mich, ich sah ihn, und er schlug mit der flachen Hand auf seinen speckigen Hut. »Nein«, sagte er.

»Doch«, erwiderte ich und reichte dem Colombo von London die rechte Hand.

»Zufall, John?«

Ich schüttelte den Kopf. »Ja und nein. Eigentlich ist es Zufall.« Ich

schob Tanner zur Seite und weihte ihn ein. Er gehörte zu den Leuten, die eine schwarzmagische Wahrheit vertragen konnten und diese akzeptierten.

»Tja«, meinte er nach meinem Bericht. »Wenn ich Sie ja nicht so gut kennen würde, John, dann hätte ich Sie ausgelacht. Aber so kann ich nicht einmal lächeln.«

»Ich auch nicht.«

»Der Killer hat ihr die Klinge in den Rücken geschlagen. Furchtbar, sage ich dir.«

»Wißt ihr schon, wer die Tote ist?«

Anstatt eine Antwort zu geben, deutete Tanner zur Seite, wo abseits ein Mann stand, der sich ein Taschentuch vor die Augen hielt, weil er weinte. Der Mann trug einen dunklen Mantel. Ich kannte ihn, auch wenn das Tuch einen Teil des Gesichts verdeckte.

»Na, fällt es dir ein?«

»Ich überlege noch.«

»Das ist Superintendent Blake von der Abteilung vier. Und die Tote ist seine Frau.«

Jetzt wurde ich weiß. »Nein, das ist...«

»Doch, John, es ist möglich. Ich habe es auch nicht glauben wollen. Es gibt keinen Zweifel. Blake hat sie bereits identifiziert.«

»Und das Motiv?« fragte ich. »Was hat Blake mit schwarzmagischen Mächten zu tun?«

»Nichts. Er ist ein Planer und Organisator. Wenn es gegen militante Gruppen geht, sorgt er für die nötigen Einsätze. Gut, er steht auf der Liste der gefährdeten Personen, seine Frau sicherlich auch, aber dieser Mord hat für mich kein Motiv.«

»Für mich auch nicht.«

Tanner rückte seinen Hut zurecht, indem er ihn weiter in den Nacken schob. »Wahrscheinlich kann er uns mehr sagen. Ich möchte ihn aber noch ein wenig in Ruhe lassen.«

»Das ist verständlich.«

Ich ging näher auf die Tote zu. Sie wurde soeben abgedeckt. Die Männer mit der Plastikwanne standen schon bereit. Noch immer geht mir eine solche Szene durch und durch, wenn ich ihr zusehen muß. Tanner war zu Blake gegangen und redete auf ihn ein. Nach wenigen Sekunden schaute Tanner in meine Richtung und rief:

»Können Sie mal kommen, John?«

»Okay.« Ich ging zu den beiden und sprach Blake mein tiefstes Mitgefühl aus.

»Danke.«

Es fiel mir schwer, bereits nach so kurzer Zeit die entsprechenden Fragen zu stellen, aber in unserem Job konnte man leider auf Gefühle manchmal keine Rücksicht nehmen. »Wir denken natürlich über das Motiv nach, Superintendent«, sagte ich, »und stehen vor einem Rätsel.«

Er hob die Schultern. »Wie ich.«

»Glauben Sie, daß es unmittelbar etwas mit Ihrer Arbeit zu tun hat, Sir?«

»Nein, auf keinen Fall.«

»Das nehme ich ebenfalls an, denn ich habe den Killer gesehen und muß Ihnen sagen, daß es wahrscheinlich mit Schwarzer Magie zu tun hat. Sind Sie jemals damit in Berührung gekommen?«

Blake war ein großer Mann. Sein ehemals dunkles Haar zeigte jetzt einen Grauschimmer.

Unruhig bewegte er seine Hände. »Chiefinspektor Tanner hat mir kurz berichtet, was Ihnen widerfuhr, Mr. Sinclair. Ich muß Ihnen ehrlich sagen, daß ich einfach überfragt bin. Ich kenne die Lösung nicht. So leid es mir tut.«

»Sie hatten also keinen Kontakt mit Schwarzer Magie?«

»Nein, nie.«

»Weshalb hat sich der Killer dann gerade Ihre Frau als Opfer

ausgesucht? Zufall?«

»So sehe ich es.«

»Daran will ich aber nicht glauben. Nein, dahinter muß noch etwas anderes stecken.«

»Und was?«

»Denken Sie nach, Sir, forschen Sie. Ein Mörder als Weihnachtsmann verkleidet. In diesen Wochen nicht sehr auffällig, aber noch immer auffällig genug. Wollte er möglicherweise ein Zeichen setzen, hat diese Verkleidung einen Grund gehabt?«

Blake hob wieder die Schultern. »So sehr ich mir auch darüber den Kopf zerbreche oder zerbrochen habe, ich finde einfach kein Motiv. Ich weiß nicht, was ich mit diesen schwarzmagischen Kräften zu tun haben soll. Tut mir leid.«

»Möglicherweise müssen Sie weit zurückgehen, sogar sehr weit.«

»Wie meinen Sie das denn?«

»Sie waren nicht immer Superintendent...«

»Das stimmt. Ich habe auch mal klein angefangen, da haben Sie schon recht.«

»Gab es in Ihrer Laufbahn spektakuläre Fälle, wo Ihnen jemand Rache geschworen hat?«

»Das ist schwer zu sagen. Ich habe bei der Mordkommission gearbeitet. Da ist eigentlich jede Tat spektakulär oder etwas Schlimmes.«

»Fiel ein Fall besonders aus dem Rahmen? Vielleicht einer, den Sie nicht richtig gelöst haben?«

»Ja und nein. Mir fällt da gerade etwas ein, das genau zehn Jahre zurückliegt. Es war am Heiligen Abend, da hatte ich Dienst und wurde zu einem Tatort gerufen, der in Hafennähe lag. Dort hat ein Mann seine Frau praktisch unter dem Weihnachtsbaum getötet. Der Mörder trug die Kleidung des Weihnachtsmannes. Er ist nach der Tat mit seinem elfjährigen Sohn noch weggefahren. Als die beiden

zurückkehrten, haben wir sie dann erwartet und den Mann festnehmen können.«

»Das war der Weihnachts-Killer«, sagte Tanner. »Daran erinnere ich mich auch.«

»Mir schwant auch etwas«, sagte ich. »Und wie lief der Fall weiter?«

»Völlig normal, Mr. Sinclair. Der Kerl kam vor ein Gericht und wurde zu 20 Jahren Zuchthaus verurteilt.«

»Hat er Ihnen Rache geschworen?«

»Nein, das tat er nicht. Er hatte nur ein etwas ungewöhnliches Verhältnis zu seinem Sohn. Was er genau am Tag der Verurteilung zu ihm sagte, weiß ich nicht mehr. Wenn wir wollen, können wir in den alten Gerichtsprotokollen nachschauen.«

»Können Sie sich ungefähr daran erinnern?«

»Ich glaube, da wurde von einem Pakt geredet.«

»Pakt?« wiederholte ich und hakte nach. »Mit wem denn einen Pakt?«

»Das, Mr. Sinclair, hat er leider nicht gesagt.«

»Vielleicht einen Pakt mit dem Teufel«, flüsterte der Chieffinspektor.

»Tanner!« lachte ich, »Sie können bald meinen Job übernehmen, wenn Sie so weitermachen.«

»Nein, danke.«

»Was Sie gerade erwähnt haben, vermuten Sie doch nur«, sagte Blake.

»Oder nicht?«

»Doch, schon.«

»Die Wahrheit wird bestimmt eine andere sein. Davon bin ich fest überzeugt.«

Ich war es nicht, aber das sagte ich ihm nicht. »Kann man feststellen lassen, in welchem Zuchthaus dieser Mörder

einsitzt?«

»Ja, natürlich«, antwortete Tanner. »Ich werde mich darum kümmern.«

Er ließ uns allein.

»Können Sie sich noch an den Namen des Mörders erinnern, Sir?« fragte ich.

»Wie kann ich den je vergessen! Adamic hieß er. Frank Adamic. Und der Name seines Sohnes lautete Martin. Haben Sie die schon gehört, Mr. Sinclair?«

»Nein, die sind mir neu.«

Blake schüttelte den Kopf. »Ich kann es nicht fassen«, flüsterte er.

»Warum nicht ich? Warum meine Frau?«

»Möglicherweise sind Sie der nächste auf der Liste des Killers.«

»Aber das ist doch Wahnsinn.«

»Natürlich. Nur machen Sie das dem Mörder mal klar, Sir? Welcher Verbrecher ist schon normal?«

»Stimmtauch wieder.«

»Haben Sie Kinder?«

»Nein.«

»Waren damals noch Kollegen an der Verhaftung beteiligt?«

»Ja, zwei.«

»Sind sie noch im Dienst?«

»Einer nicht mehr. Er hat eines Tages eine reiche Amerikanerin kennengelernt und ging in die Staaten. Heute leitet er dort eine Firma, die Windeln und Babywäsche herstellt. Der andere, er heißt Cecil Harrison, lebt nicht mehr in London. Er hat sich nach Manchester versetzen lassen. Er kam auch von dort und wollte sich noch etwas um seine Eltern kümmern. Ich bin übriggeblieben.«

»Ja.«

Tanner kehrte zurück. An der Stellung seines Hutes erkannte ich, daß ihn etwas aufgeregt hatte. Der Filz saß unnatürlich weit in seiner

Stirn.

»Was gibt es?«

»Centlemen.« Tanner wurde plötzlich offiziell. »Ich glaube, daß wir wissen, wer der Mörder ist.«

»Frank Adamic?« fragte ich.

»Ja.« Tanner nickte zu seiner Antwort. »Er ist vor drei Tagen ausgebrochen und bisher nicht wieder eingefangen worden...«

»Wer mit mir einmal einen Fakt geschlossen hat, den lasse ich auf keinen Fall im Stich!«

Der Mörder hörte die Worte des Teufels, die in seinem Gehirn aufklangen, als er durch die Straßen hastete.

Er hatte das Auto nicht weit entfernt abgestellt, schloß es mit zitternden Händen auf und blieb minutenlang bewegungslos und mit zurückgelegtem Kopf sitzen.

Der erste Mord war vollbracht. Mörderische Weihnachten!

Er würde sie erfüllen, so wie sie schon einmal erfüllt worden waren. Und keiner sollte entweichen. Die Familie mußte leiden, sie mußte zittern und vor Angst fast vergehen.

Konnte ihm überhaupt etwas passieren?

Nein, nichts, wenn der Teufel seine schützende Hand über ihn hielt, was er ja getan hatte. Der Satan half immer, wenn es einem seiner Diener mal schlechter ging. Plötzlich schrak der Killer zusammen, denn Schritte waren neben seinem Fahrzeug aufgeklungen.

Eine Bordsteinschwalbe, bekleidet mit Minirock und Pelzjäckchen, tänzelte vorbei. Sie lächelte ihn an und ließ dabei die Zunge über ihre Lippen fahren.

Der Killer startete.

Er wollte nicht, daß man ihn sah. Jetzt mußte er sich so lange verkriechen, bis sich der Teufel wieder meldete. Dann war er bereit zu neuen Taten...

Superintendent Robert Blake hatte mit Sir James, Suko und mir lange diskutiert und war um keinen Millimeter von seiner Meinung abgewichen. Er hatte darauf bestanden, daß sich keiner von uns in seiner Wohnung aufhielt, um ihn zu beschützen.

Wenn der Killer kam, wollte er ihm allein gegenüberstehen, wie schon einmal vor zehn Jahren.

»Und hüten Sie sich davor, sich im Garten versteckt zu halten oder sich heimlich in mein Haus zu schleichen. Das ist eine Sache, die nur mich persönlich etwas angeht.«

Sir James gab ihm recht, aber auch uns wollte er nicht aus dem Spiel lassen. Zudem waren wir einfach gefordert, weil schwarzmagische Kräfte eine wichtige Rolle spielten. Der Teufel hatte eingegriffen. Ich hatte ihm zwar nicht persönlich gegenübergestanden, aber dieser Schwefelgasgeruch war Beweis genug gewesen.

Also hatten wir uns in den Wagen gesetzt und bezogen in der Nähe des Hauses Posten.

Der hohe Beamte wohnte am Rande von Mayfair, wo die Gegend bereits vornehmer und teurer wurde. Wer hier die Miete bezahlen konnte, mußte überdurchschnittlich verdienen.

In einem kleinen Park, der von zwei Straßen eingerahmt wurde, standen drei villenartige Häuser. Sie hatten schon einige Jahrzehnte auf dem Buckel, besaßen mehrere Wohnungen, und eine dieser Wohnungen hatte Sir Robert Blake vor drei Jahren gekauft.

Sechs große Zimmer, wie er uns beim Abschied noch verraten hatte. Also auch ideal für einen Killer, um sich zu verstecken. Das wußte der Superintendent. Dennoch hatte er nicht nachgegeben, und wir warteten.

Es lief gleichzeitig eine Fahndung nach dem Ausbrecher. Jeder Polizist in London bekam in diesen Stunden ein Foto des Mannes,

nur eben nicht verkleidet als Weihnachtsmann. Suko war ein wenig unruhig. Er trommelte mit den Fingern gegen das Armaturenbrett. »Wir hätten das Haus zuvor unter die Lupe nehmen sollen. Mitsamt Keller.«

Ich hob die Schultern. »Den anschließenden Ärger hätte ich dir dann zugeschoben.«

»Der Mann muß doch einfach Vernunft annehmen.«

»Nimmt er aber nicht. Anscheinend sind alle Superintendenten gleich. Sir James ist auch so ein Typ.«

Wir parkten ziemlich günstig am Straßenrand, und praktisch zwischen zwei Bäumen. Einer davon deckte uns so, daß wir vom Haus kaum gesehen werden konnten. Wenigstens nicht von den Fenstern, hinter denen gelbliches Licht schimmerte.

Die Wohnung des Mannes lag in der ersten Etage. Darüber gab es noch ein Stockwerk, und im Erdgeschoß ebenfalls. Nur wohnte dort zur Zeit niemand. Der Besitzer, der diese Wohnung gekauft hatte, war dabei, sie zu renovieren.

Nach einer Weile fragte ich Suko: »Weißt du, was schlimmer ist, als eine Wohnung zu bewachen?«

»Nein.«

»Auf zwei Wohnungen aufpassen.«

Suko verzog das Gesicht. Ein müdes Grinsen zeigte er. Er sah aus, als würde er eine dünne Zitronenscheibe zwischen den Lippen zerquetschen.

So warteten wir weiter.

Ich rauchte eine Zigarette. Suko verließ hin und wieder den Wagen, um sich in der Umgebung zu orientieren. Verdächtige Dinge hatte er nicht zu Gesicht bekommen.

Es passierte ausgerechnet dann, als er wieder aussteigen wollte, um eine erneute Kunde zu drehen.

»Bleib«, sagte ich und hielt ihn fest.

Der Inspektor rutschte wieder zurück auf den Sitz. »Was ist denn los?« Als Antwort deutete ich schräg nach vorn durch die Scheibe. In der Wohnung des Superintendenten brannte kein einziges Licht mehr. Suko schaute mich an, ich ihn, und er wartete auf mein Nicken. Das verkniff ich mir. Statt dessen öffnete ich die Tür und stieg aus dem Rover. Mir war es in diesen Augenblicken egal, was der Superintendent wünschte oder nicht.

Wahrscheinlich ging es jetzt um sein Leben...

Als Robert Blake die Wohnung betreten hatte, war es mit seiner Beherrschung vorbei gewesen. Er warf sich in einen Sessel, preßte die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich.

Keinen Menschen auf der Welt hatte er je so geliebt wie seine verstorbene Frau Linda. Zwanzig Jahre Ehe, das schweißte zusammen, und sie hatten sich immer prächtig verstanden.

Und nun hatte ihn dieser Schlag getroffen, der verdamnte, sinnlose Mord. Linda war harmlos gewesen. Sie hatte keiner Fliege etwas zuleide getan. Ihn hatte er treffen wollen, aber verdammt noch mal, warum hatte er sich ihn nicht selbst vorgenommen?

Wahrscheinlich wollte der Killer ihn quälen, ihn allmählich mürbe machen und dann zuschlagen.

Aber der Unbekannte hatte sich geirrt. Sir Robert Blake gehörte zu den Menschen, die man an einem bestimmten Punkt fertigmachen und unterdrücken konnte. War dieser Punkt erreicht, kehrte sich bei ihnen die Depression und die Angst ins Gegenteil um.

In Haß!

Blake haßte den Killer.

Es war ein kalter, fast schon kalkulierter Haß, der den Polizisten dazu zwang, Gegenmaßnahmen zu treffen. Eine Maßnahme war die, sich dem Killer praktisch als Opfer anzubieten.

Sechs große Zimmer besaß die Wohnung. Für zwei Personen schon

großzügig, für eine jedoch zuviel. Er war durch die Räume geschritten, und ohne Linda waren sie ihm so leer vorgekommen. In drei Zimmern hatte er Licht brennen lassen. Sollte sich der Killer durch den dunklen Park anschleichen, mußte er erkennen, daß Blake anwesend war. Adamic also!

Robert Blake schüttelte den Kopf. Er dachte über den Mann nach, den er damals verhaftet hatte. Als Weihnachts-Mörder war er in den Annalen eingegangen. Zwanzig Jahre hatte man ihm aufgebremmt. Jetzt war ihm die Flucht gelungen, er würde die Abrechnung vornehmen. Mit Linda hatte er begonnen. Wahrscheinlich schwebten auch der Staatsanwalt und der Richter in allergrößter Gefahr.

Die Männer mußten ebenfalls gewarnt werden.

Der Superintendent saß in seinem Arbeitszimmer. Hinter seinem Schreibtisch hatte er den Platz gefunden. Von dieser Stelle aus konnte er durch das hohe Fenster in den Garten schauen. Nicht weit entfernt sah er den Schatten des Nachbarhauses. Aus den Fenstern fiel ein warmer Lichtschein. Er sah eine Frau in der Küche hantieren. Ein völlig normaler Abend vor Weihnachten. Die Kinder freuten sich, die Erwachsenen standen unter Streß, und ein Mörder schlich durch London.

Die Züge des Polizisten wurden hart, als er daran dachte. Er konnte nicht mehr weinen, vielleicht später, bei der Beerdigung seiner Frau, aber nicht jetzt.

Seine Züge hatten sich verhärtet. Wieder einmal strich er durch sein wirres Haar. Dann zog er die Schreibtisch-Schublade auf und griff hinein. Die Finger der rechten Hand umfaßten etwas Kühles. Es war der Griff einer Waffe.

Langsam holte er die Webster-Pistole hervor. Sie war geladen, er hatte sie stets gepflegt.

Noch einmal ließ er das Magazin aus dem Griff gleiten, schaute nach und nickte zufrieden, als er sah, daß es mit Geschossen bis zum

Rand aufgefüllt war.

Ein Pistolenhalter besaß er nicht. Er legte die Waffe griffbereit vor sich auf den Schreibtisch, kippte den Stuhl ein wenig zurück und war nun bereit, auf den Mörder zu warten. Allein wollte er ihm gegenübertreten. Um einen Schutz kümmerte er sich nicht. Den hatte er abgelehnt. Diese Sache ging nur Adamic und ihn etwas an, obwohl er da wider die Gesetze handelte, wie er genau wußte. Aber er fühlte sich in diesen Stunden nicht mehr an seine Dienstpflicht gebunden, jetzt war er Privatmann.

Hoffentlich hielten sich Sinclair und dieser Inspektor Suko an die Direktiven. Er war schon einmal durch den Garten gegangen und hatte keinen der beiden entdecken können. Sicher jedoch konnte er trotzdem nicht sein, und das Gefühl der Unruhe wuchs.

Der Superintendent entschloß sich zu einer zweiten Tour. Zuvor dachte er noch darüber nach, wann der Mörder hier erscheinen würde. Konnte man da überhaupt irgendwelche Zeiten festlegen? Gab es Erfahrungswerte, wann Killer sich ihren Opfern näherten? Blake wollte nicht so recht daran glauben. Zumeist kamen sie in der Dunkelheit der Nacht.

Dunkel war es. Mit der Nacht würde es noch dauern. Kurz vor 20 Uhr herrschte noch immer viel Betrieb. Erst eine Stunde später würde es ruhiger werden.

Killertime...

Mit diesem Gedanken stand er auf. Mittlerweile hatte er es gelernt, Weihnachtsmänner zu hassen. Er würde auch in Zukunft jedem aus dem Wege gehen.

Die Pistole nahm er mit. Er schob sie schräg in den Hosenbund, stets bereit, sie sofort greifen und auch damit schießen zu können. Blake hatte sich immer am Schießtraining beteiligt, und er war dabei keiner von den schlechten gewesen.

Das sollte ihm auch zugute kommen, wenn der Mörder in seiner

Wohnung erschien.

Bevor er sie verließ, durchsuchte er noch die Räume. Im Schlafzimmer, in den beiden Wohnräumen und im Gästezimmer knipste er das Licht an, aber dort hielt sich niemand versteckt.

In der Küche stand noch immer das Geschirr auf der Arbeitsplatte. Seine Frau hatte es sicherlich nach ihrer Rückkehr in die Maschine räumen wollen. Das würde sie nie mehr können.

Als er daran dachte, überkam es ihn wieder heiß. Der Kloß hatte sich in seinem Magen festgesetzt und stieg hoch in die Kehle. Angstströme durchrasten ihn, auf seinem Gesicht klebte der Schweiß, und er zitterte in den Knien.

Robert Blake nahm den Schlüssel vom Haken und steckte ihn in die rechte Jackentasche. Auf seinen Mantel verzichtete er, als er die Wohnung verließ und durch den breiten Flur hinab ins Erdgeschoß ging, wo es nach Mörtel, Farbe und Zement roch, denn die Wohnung dort unten wurde renoviert und umgebaut.

Selbst die Wohnungstür hatte man aus den Angeln gehoben. Blake schaute kurz in die leeren Räume hinein. Auch dort hätte sich der Mörder verstecken können, er war aber nicht zu sehen, und so verließ Robert Blake das Haus, blieb vor der Tür stehen und schaute den Weg entlang, der gleichzeitig als Auffahrt für die Autos diente. Faulige Blätter lagen auf den Steinen wie festgeklebt. Nicht weit entfernt erhob sich das Geäst der Bäume wie ein kahles Gerippe.

Zwei Laternen brannten in der Nähe. Sie schufen eine schleierartige Helligkeit, durch die die üblichen Dunstschwaden trieben. Es war nicht kalt, ein wenig kühl vielleicht, das aber ließ sich sehr gut aushalten. Robert Blake verließ den Weg schon sehr bald und tauchte ein in die Dunkelheit des Parks. Der Baumbestand war gut. Man hätte fast von einer intakten Umwelt sprechen können.

Wenn sich hier jemand versteckt hielt, dann bestimmt nur hinter den dicken Stämmen. Dort schaute der Superintendent nach, aber er sah

keinen Menschen.

Weder den Killer noch die beiden Aufpasser Sinclair und Suko. Bis zur Grenze des Grundstücks ging er vor, blieb dort stehen und schaute über die Straße hinweg.

Wie überall parkten auch hier die Wagen der in der Nähe wohnenden Mieter oder Besucher.

Blake schätzte sie auf über ein Dutzend. In einem der Fahrzeuge konnte durchaus der Killer sitzen und auf ihn lauern. Aber auch Sinclair und sein Kollege Suko.

Im Schatten eines auf einer Mauer befestigten Zaunes blieb er stehen und ließ seinen Blick die Straße entlanggleiten. Der Verkehr war nicht sehr regelmäßig. Hin und wieder passierten ihn Fahrzeuge in beide Richtungen. Die Lanzen ihrer Scheinwerfer strahlten auch in die abgestellten Fahrzeuge hinein, erhellten das Innere, aber Blake konnte nicht erkennen, ob sich jemand in einem der geparkten Fahrzeuge aufhielt. Er überlegte schon, ob er sie der Reihe nach absuchen sollte, verwarf den Plan wieder, weil er sich irgendwie lächerlich dabei vorkam. Dafür ging er zurück. Er nahm dabei nicht den gleichen Weg, sondern schlug einen Bogen, weil er auch hinter dem Haus vorbeilaufen wollte, wo die kantigen Schatten der Container vor ihm hochwuchsen. Sie waren mit Schutt hochbeladen. Der Käufer der unteren Wohnung ließ auch Wände herausreißen.

Blake legte seine rechte Hand auf den Griff der Waffe. Er spürte eine sich anschleichende Gefahr. Kalt rann es seinen Rücken hinab, doch aus den Schatten der Finsternis löste sich niemand. Ohne angegriffen zu werden, konnte er das Haus umrunden und nahm wieder den normalen Eingang. Im Flur traf er auf Mitbewohner, die über ihm lebten.

Sie kamen von oben, waren elegant gekleidet und machten einen fröhlichen Eindruck.

»Hallo, Mr. Blake, wie geht es Ihnen?«

Der Superintendent hob die Schultern und wischte über seine Augen. Nur nichts anmerken lassen, dachte er. Sie brauchen nicht zu wissen, was geschehen ist. »Ich bin ein wenig gestreßt!« erklärte er.

»Das sieht man.«

»Aber sonst geht es Ihnen gut, nicht?« fragte die Frau.

»Ja, natürlich.«

Er log. Er hätte lieber schreien sollen: Nein, es geht mir schlecht. Sogar beschissen, aber er brachte die Wahrheit nicht über die Lippen.

»Wir müssen zu einer Weihnachtsfeier, Mr. Blake. Wahrscheinlich kommen wir erst in den Morgenstunden zurück.«

»Dann viel Spaß.«

»Danke.«

Robert Blake schaute ihnen mit gerunzelter Stirn nach, bis sie nicht mehr zu sehen waren. Er spürte in seinem Hals das Kratzen und holte durch die Nase Luft.

Plötzlich war ihm klar, daß er sich innerhalb des großen Hauses allein aufhielt. Also ideal für einen Mörder, falls dieser wirklich in der Wohnung lauerte.

Blake ballte seine Hände. Sehr wohl war ihm nicht, doch er beschloß, seine Angst möglichst zu unterdrücken. Außerdem besaß er noch die Waffe. Daß er damit umgehen konnte, hatte er schon des öfteren bewiesen. Seine Tritte klangen müde, als er die Treppe hochstieg. Er hielt sich am Handlauf fest, schaute hin und wieder zurück, sah aber niemanden.

Als er die Wohnungstür aufschloß, ging er ebenfalls behutsam zu Werk. Er trat noch nicht ein, gab der Tür einen Stoß, damit sie nach innen schwang, und blieb auf der Schwelle mit gezogener Waffe stehen. Blake hatte im Flur das Licht brennen lassen. Er konnte bis hin zu seinem Ende schauen, vorbei an der Garderobe, den beiden versetzt an der Wand hängenden Spiegeln.

Niemand hielt sich in der Diele versteckt. Leer und völlig normal lag der Flur vor ihm.

Der Mann räusperte sich und holte noch einmal tief Luft, bevor er die Wohnung betrat. Mit dem Fuß drückte er die Tür wieder zu. Als sie ins Schloß fiel und er das Geräusch hörte, kam er sich vor wie ein Gefangener, bei dem sich die Zellentür geschlossen hatte. Gab es eigentlich einen Unterschied zwischen ihm und einen Eingesperrten?

Eigentlich nur formal. Der Superintendent fühlte sich seelisch eingesperrt, gefangen in seiner eigenen Furcht und Trauer um die verstorbene Frau.

Hatte sich etwas verändert?

Äußerlich nicht, aber Blake bekam ein ungewöhnliches Gefühl, als wollte ihm sein Inneres eine Warnung zuschicken. Seine Augen hatten sich leicht verengt, auf dem Rücken wollte die zweite Haut einfach nicht weichen. Und als er sein Arbeitszimmer betrat, in dem er die beiden Lampen hatte leuchten lassen, kam er sich vor wie in alten Zeiten, als er noch Wohnungen stürmen mußte.

Er huschte sofort nach rechts weg, blieb vor dem Regal stehen und zielte mit der Mündung in den leeren Raum.

Es war nichts.

Tief holte er Luft und räusperte sich die Kehle frei. Sein Herz schlug schneller, er spürte das Kribbeln im Nacken, und seine Lippen bildeten einen schmalen Strich.

Nein, da war nichts.

Und in den anderen Räumen?

Blake drehte sich um, wollte wieder gehen, als er plötzlich in der Schwärze stand. Jemand hatte das Licht gelöscht! Der Mörder? Mit einem seitlichen Schritt stand er nahe am Schalter, kickte ihn nach unten und war nicht mal enttäuscht, daß es nicht hell wurde. Der Eindringling mußte ganze Arbeit geleistet haben. Er hatte die Sicherungen einfach herausgedreht.

Blake war nicht feige. Sogar die Handfläche, die den Waffengriff umschloß, zeigte kaum Feuchtigkeit. Er trat wieder auf die Türschwelle und dann in den Flur.

»Adamic!« rief er so laut, daß der andere ihn einfach hören mußte. Der rührte sich nicht.

Zeit verstrich. Blakes Augen gewöhnten sich allmählich an die schlechten Lichtverhältnisse. Wenn er nach vorn schaute, sah er in Umrissen die Wohnungstür. Schaute er nach rechts, konnte er auch ein Fenster des Arbeitszimmers erkennen. Es sah aus wie ein viereckiger, grauer Schatten innerhalb der Finsternis.

Die Wohnung war groß. Wenn Adamic tatsächlich auf ihn wartete, konnte er sich an verschiedenen Stellen versteckt halten. Daß jemand da war, hörte Blake einen Moment später.

Gesang wehte ihm entgegen.

Ein Weihnachtslied...

»Jingle Beils, jingle Beils, all over the World...«

Robert Blake verzog das Gesicht. Er konnte es kaum fassen. Irgendwo in der dunklen Wohnung lauerte der Mörder seiner Frau und begrüßte ihn mit einem Weihnachtslied, das in der ganzen Welt gesungen wurde. Sein Hals trocknete aus, das Herz schlug lauter. Er spürte die kalte Angst, die ihn umklammerte. Schatten der Furcht, die sich auf seine Lunge legten und ihn beim Atmen behinderten. Schweiß wollte in seine Augen rinnen. Er putzte ihn hastig weg.

»Adamic!« Abermals flüsterte er den Namen des Mannes. Das zischende Geräusch seiner Stimme drang durch den Flur. Trotzdem bekam er keine Antwort. Der andere spielte mit ihm Katz und Maus. Blakes Mund verkantete sich. Er schluckte. »Okay, Adamic, ich weiß, daß Sie hier sind. Und ich werde Sie holen. Wir beide, Adamic, kämpfen es aus, hast du gehört?«

Die Antwort erfolgte, und wieder war es ein Weihnachtslied,

dessen Melodie durch den Flur schwang. »I'm dreaming of a white Christmas...«

»Verdammt, hör auf!«

Blake konnte nicht mehr. Dieser Killer verhöhnte ihn. Er wollte ihn auf ein mörderisches Weihnachtsfest vorbereiten, und er schwieg tatsächlich. Blake atmete schwer. Er klammerte sich an seiner Waffe fest, als wäre sie ein rettender Strohalm. Seine Gesichtsmuskeln zuckten, im Nacken spürte er das kalte Gefühl, die Augen brannten, und er stellte mit Schrecken fest, daß er bereits die Nerven oder den Überblick verloren hatte.

Das war diesem verfluchten Killer schon gelungen. Du mußt dich zusammenreißen, dachte Blake. Keine Schwäche zeigen. Es soll dir nicht so ergehen wie Linda.

Der Gedanke an seine Frau gab ihm Kraft und auch den Willen, mit dem Killer abzurechnen. Früher hatte er zu den Polizisten gehört, die keine Angst kannten. Heute war er älter geworden, das Schicksal hatte ihn brutal erwischt, es mußte ihm einfach gelingen, die Angst zu unterdrücken und Adamic zu stellen.

Er setzte sich in Bewegung.

So leise wie möglich bewegte sich Blake durch den Flur. Jetzt hoffte er, daß der andere noch einmal sang, aber diesen Gefallen tat er ihm nicht. Sämtliche Türen standen offen. Blake hatte sie bewußt nicht geschlossen. In der Küche lag eine Taschenlampe. Die hätte er nun gut gebrauchen können. Um aber die Küche zu erreichen, mußte er einige Türen passieren, potentielle Gefahrenherde, und Robert Blake spürte wieder das verdamnte Zittern in den Knien.

An der ersten Tür kam er vorbei.

Lauerte der Killer im Schlafzimmer?

Nein, daran glaubte er nicht. Wenn er sich recht an den Gesang erinnerte, war er von weiter her aufgeklungen. Möglicherweise aus dem Wohnraum, wo es auch einen Eckkamin gab.

Das Zimmer war am größten. Es bot für einen Einbrecher auch zahlreiche Verstecke. Da konnte sich jemand hinter den Sesseln oder der Couch verbergen, lauern und blitzschnell zuschlagen. Noch betrat er den Raum nicht. Er blieb neben der offenen Tür an der Wand gelehnt stehen. Adamic besaß ein Messer. Damit hatte er auch Linda getötet. Und Blake ging davon aus, daß er diese Waffe auch verdammt gut beherrschte. Er wartete noch etwas, bevor er sich um den Türpfosten drückte. Ein schneller Schritt über die Schwelle, wieder die Deckung an der Wand, wo er sich zusammenduckte und wartete.

Der Mörder rührte sich nicht.

»Bist du da?« fragte Blake zischend.

Der Eindringling antwortete nicht.

Robert blieb in der Hocke. Er schaute in den Raum hinein. Schräg gegenüber befand sich der Kamin.

Die Scheibe hob sich grau ab. Dieser Raum besaß nur ein Fenster, allerdings war es sehr groß.

Der Schrank links von ihm war eine Antiquität. Linda hatte ihn mit in die Ehe gebracht. Er sah die beiden großen Sessel, die Couch, den Tisch, die bequemen Stühle vor dem Kamin, aber wo war der Killer?

»Du bist da!« flüsterte er. »Ich weiß es genau. Du bist da, verdammter Mörder...«

»Ja, ich bin da!«

Als Blake die Antwort hörte, schloß er für die Länge eines Herzschlags beide Augen. Sie war ihm wie eine Erlösung vorgekommen. Endlich hatte er einen Gegner, wenn auch im Moment nicht greifbar, das machte aber nichts.

»Du bist Adamic?« Er konnte sich nach all den Jahren nicht an die Stimme erinnern und wollte die Bestätigung haben.

»Das bin ich.«

»Wie gelang dir die Flucht?«

»Ich hatte Helfer!«

»Wen?«

Er hörte das leise Lachen des Mörders. »Hast du nicht damals gehört, wie ich von einem Pakt gesprochen habe? Das war keine Lüge. Ich habe tatsächlich einen Pakt geschlossen. Mit einer mächtigen Gestalt, einem Herrscher, der alles andere überragt. Mit dem Teufel!«

Das letzte Wort rief er voller Triumph, und er fügte noch etwas hinzu.

»Wen der Teufel einmal unter seine Fittiche genommen hat, den läßt er niemals im Stich. So ist es auch mir ergangen. Ich kann stolz auf ihn sein. Er ist hervorragend. Er ist der beste Beschützer, den man sich vorstellen kann, und er hat dafür gesorgt, daß ich nach zehn Jahren wieder ein mörderisches Weihnachtsfest feiern kann.«

»Ja, der Anfang wurde gemacht!« erklärte der Superintendent bitter.

»Aber warum gerade Linda, meine Frau? Sie hatte nichts damit zu tun. Du hättest dich an mich halten können.«

»Meine Rache trifft jeden, der mit den Leuten in Verbindung stand, die mich hinter Gitter gebracht haben. Bis Weihnachten sind alle tot. Alle, hörst du!«

»Nein, das ist ein Irrtum. Ich werde dich packen und erschießen. Diesmal kommst du vor kein Gericht mehr, Adamic, und diesmal kann dir auch der Teufel nicht mehr helfen, und wenn er persönlich der Hölle entsteigt.«

»Rede nicht, denn deine Uhr ist abgelaufen!«

Robert Blake schwieg auch. In den letzten Sekunden hatte er sich darauf konzentriert, nur dem Klang der Stimme zu lauschen. Er wußte jetzt ungefähr, wo sich sein Gegner aufhielt.

Am Kamin...

Irgendwo dort mußte er in Deckung stehen und die Dunkelheit für

sich ausnutzen. Entweder rechts oder links.

Es war Blake egal. Er wollte auf beide Ziele schießen, hob die Waffe an und drückte ab.

Zweimal bellte die Waffe, bewegte sich in seiner Hand, und Blake setzte die Kugel erst rechts neben den Kamin, dann an die linke Seite, wobei er hoffte, das Ziel zu erwischen.

Die Schüsse klangen nicht sehr laut. Zu viele Möbelstücke befanden sich im Raum, die den Abschußknall dämpften. Der Superintendent hatte auch sofort seine Stellung gewechselt, er lauerte jetzt hinter einem Sessel und wartete auf eine Reaktion.

Die erfolgte nicht.

Kein Flüstern, kein Sprechen, weder Lachen noch Atmen. Die Stille war bedrückend. Und auch kein Fall...

Allmählich kamen dem Mann Zweifel, den Killer überhaupt erwischt zu haben. Der Hundesohn war besser als er, zumindest besaß er die stärkeren Nerven.

Er konnte sogar noch singen.

»Jingle bells, jingle...«

Robert Blake besaß nicht mehr die Nerven wie noch vor zehn Jahren. Er sprang hinter dem Sessel in die Höhe und schaute über die Lehne hinweg, während er einfach in die Dunkelheit hineinfuerte. »Hör auf!« brüllte er dabei. »Verdammt, hör auf!«

Der Mörder sang nicht mehr weiter. Dafür zeigte er sich. Vor Blake löste sich ein Schatten, ebensogroß wie er, und dieser Schatten wanderte langsam näher.

Er bewegte seinen Arm, etwas blinkte matt in seiner rechten Hand. Die Klinge des mächtigen Messers.

»Der Teufel, Blake, er führt meinen Arm. Ich werde dich killen. Jetzt, sofort...«

Robert Blake wollte feuern. Er kam nicht mehr dazu. Plötzlich erstrahlte die Klinge in einem grellweißen Licht, das ihn blendete.

Für einen winzigen Moment sah er noch die Gestalt dahinter. Sie war verkleidet. Wie damals trug auch Adamic jetzt den roten Mantel eines Weihnachtsmannes mit den weiten Ärmeln, von dem die Blendung abstrahlte.

Sie raste auf ihn zu.

»Das Messer!« schrie er und lachte irr.

Robert Blake konnte ihm nicht mehr ausweichen. Einen nie erlebten Schmerz spürte er in seiner Brust. Er war so gewaltig, daß er alles andere wegwischte. Blake fiel nach vorn, die Waffe rutschte aus seiner Hand und blieb auf der Sitzfläche des Sessels liegen. Er selbst fiel zurück, klammerte sich in einem letzten Verzweiflungsakt noch an der Lehne fest, aber sie gab ihm nicht den nötigen Halt. Seine Hände rutschten ab, der Sessel bewegte sich noch nach hinten, fiel aber wieder vor, während Robert Blake, der Superintendent, steif wie ein Brett auf den Rücken kippte und liegenblieb.

Er war tot!

Sekundenlang war es still. Erst dann durchdrang das böse Flüstern den Raum. »Du bist der zweite. Das mörderische Weihnachtsfest kann weitergehen. Am Heiligen Abend hole ich mir den letzten. Das wird ein Spaß, ein herrlicher Spaß.« Danach begann er wieder zu singen, als er den Sessel umging und sich neben dem Toten in die Knie drückte. Er brauchte das Messer zurück und riß es mit einem heftigen Ruck aus dem Körper.

Die Klinge strahlte nicht mehr. Der Mörder hatte sich voll und ganz auf den Teufel verlassen, und der Satan hatte ihn nicht im Stich gelassen. Er war es, der seine Hand so ziel- und treffsicher geführt hatte. Über sein Gesicht huschte ein Grinsen. Die bösen und harten Zeiten in der Zelle waren vorbei. Nie wieder würde er zwischen diese widerlichen Mauern zurückkehren, das hatte er sich fest vorgenommen. Sich aufrichtend, wischte er die Klinge ab und ließ sie unter dem Mantel verschwinden.

Hier hatte er nichts mehr zu suchen. Die folgenden Opfer trugen andere Namen...

Das verlöschende Licht hatte uns gewarnt, und uns hielt nichts mehr. Die Haustür war glücklicherweise nicht verschlossen. Im Flur roch es nach Mörtel, Staub und Zement. Wir hatten ihn kaum betreten, als wir die Schüsse vernahmen. Nicht sehr laut, eher dünn. Einem Laien wäre auch kaum der Gedanke gekommen, daß geschossen worden war, aber wir zählten zu den Fachleuten und sahen die Sache anders. »Das war oben!« sagte Suko.

Ich hastete schon auf die Treppe zu. Der Superintendent wohnte in der ersten Etage, von dort mußten die Schüsse gefallen sein. Auf den breiten Steinstufen fanden wir genügend Platz, und wir erreichten auch unangefochten unser Ziel.

Natürlich war diese Tür verschlossen. Sie sah auch verdammt stabil aus, so daß wir sie durch unsere Körperkraft allein kaum aufbekommen hätten. Suko hielt bereits eine Lampe in der Hand. Zwar hatten wir das Flurlicht eingeschaltet, es fiel nicht direkt auf das Türschloß. Mein Freund ärgerte sich. »Da kommen wir nicht so einfach hinein!« kommentierte er. Ich stimmte ihm zu, denn der Superintendent hatte die Tür mit einem Spezialschloß gesichert, das selbst unseren Einbrecherwerkzeugen starken Widerstand entgegengesetzt hätte.

»Rammen wir trotzdem?« fragte er.

»Nein.«

»Wieso nicht?«

Ich legte einen Finger auf die Lippen und sah Sukos verwunderten Blick.

»Es kommt jemand!« hauchte ich. Diesmal hatte ich die besseren Ohren gehabt. »Das sind Schritte.«

Mein Freund ging sofort zurück.

Zu beiden Seiten der Tür war soviel Platz, daß wir uns dort aufbauen und warten konnten.

Das taten wir auch.

Noch brannte das Flurlicht. Meinen Berechnungen nach mußte es bald verlöschen. Und dies passierte tatsächlich, und zwar in dem Augenblick, als die Tür geöffnet wurde.

Im ersten Moment konnten wir nichts erkennen. Dieser Übergang war einfach zu plötzlich gekommen, aber einige Lidschläge später sahen wir die Gestalt.

Sie war nur mehr ein Schatten, der irgendwie eine glockenförmige Gestalt aufwies.

So sah jemand aus, der einen nach unten schwingenden Mantel trug. Weihnachtsmänner, zum Beispiel... Wir hatten ihn!

»Adamic!« Ich flüsterte scharf seinen Namen, während ich die Beretta hervorholte.

Bis zur Treppe war es noch ein gutes Stück. Der Mann versuchte es trotzdem.

Er katapultierte sich ab, wollte die Stufen erreichen, da befand sich Suko bereits auf dem Weg.

Er hatte günstiger gestanden, streckte seinen Körper und schlug beide Hände in den Stoff des Mantels.

Wir hörten einen wütenden Laut, dann den Fall, als sie zu Boden krachten und sich ineinander verkrallten.

Zwar spielte sich der Kampf nicht in völliger Dunkelheit ab, die Sicht war trotzdem mehr als mies. Ich stand neben den beiden, konnte nicht schießen, weil ich unter Umständen den Falschen getroffen hätte. Zudem setzte ich die Waffe auch nur im Notfall ein. Sie überrollten sich.

Keiner wollte nachgeben. Suko war zwar der routiniertere Kämpfer der beiden, aber er hatte Pech, denn er bewegte sich als erster rücklings der Treppe zu.

Dann kippte er weg.

Wenn er Adamic fester gehalten hätte, wäre dieser mit ihm gefallen. So aber konnte sich der Killer durch einen Tritt lösen, und Suko rollte die Stufen hinab, wobei er sich überschlug, den Körper aber so verändert hatte, daß er fast eine Kugelform besaß.

Der Mörder kam hoch.

Nicht sehr schnell, der Mantel behinderte ihn zu sehr. Für mich war es ein Vorteil. Ich sprang auf ihn zu, weil ich ihm die Waffenumündung gegen den Kopf pressen wollte, aber der Killer duckte sich ab, meine Hand stieß ins Leere, auch die Linke, die nachgreifen wollte. Adamic reagierte schnell. Er prallte noch gegen die Wand neben der Tür, zog aber blitzschnell seine Waffe, ein Messer mit gewaltiger Klinge, die einen Moment später aufstrahlte wie eine Sonne.

»So!« brüllte er nur und warf sich auf mich zu.

Ich schoß, Suko schoß, und wir hielten einfach in dieses verdammte, blendende Licht hinein. Mein Magen hatte sich zusammengezogen, ich erwartete trotz allem den tödlichen Stich und sah das gleißende Licht vor meinen Augen tanzen, bevor es sich dem Boden entgensenkte und ich einen schweren Fall vernahm.

Mein Freund lief die restlichen Stufen der Treppe hoch. Schweratmend blieb er neben mir stehen. »Verdammt, John, ich konnte nicht anders.«

»Klar, ich auch nicht.«

Wir machten Licht. Die Flurbeleuchtung reichte aus, um den Mörder erkennen zu können.

Zur Hälfte lag er, zur Hälfte saß er. Unsere Geschosse hatten ihn voll erwischt, das konnte er nicht überlebt haben, aber wie im Krampf hielt er noch sein Messer fest. Die Mörderklinge, die ich schon einmal kurz im Kaufhaus gesehen hatte.

Sie strahlte nicht mehr. Nur mehr ein mattes Glänzen gab sie ab, das auch von Sekunde zu Sekunde schwächer wurde.

Ich kniete mich nieder und sah die beiden Einschußlöcher in der oberen Hälfte des Körpers. Ich war vom Tod des Killers ausgegangen und wunderte mich, daß er seine Augen offenhielt und die Wimpern sogar noch bewegte.

Also lebte er.

Ich sprach ihn an. »Adamic?«

Er stierte an mir vorbei, hatte meine Frage aber verstanden, denn ergab Antwort. »Ja, ich bin Adamic«

»Warum hast du es getan?«

Er lachte hustend. »Rache, Abrechnung...«

»Sie ist vorbei!«

»Nein, nie. Der Teufel, er hat mich beschützt. Er ist mein Herr. Ihr habt... ihr habt... verdammt, das sind andere Kugeln.«

»Sie bestehen aus Silber und sind geweiht.«

»Es... es brennt so. Ich verglühe. Ihr verfluchten...« Das nächste Wort bekam er nicht mehr heraus. Auch der letzte Rest an Leben verließ seinen Körper. Der Killer sackte in sich selbst zusammen. Jetzt war er tatsächlich gestorben.

Und auch das Messer verging.

Es mußte mit einer höllischen Kraft gefüllt gewesen sein, die der unserer Silberkugeln aber nichts entgegensetzen konnte, denn die Klinge wurde weich und verformte sich, als hätte sie jemand erhitzt. In dicken Tropfen fiel das Metall auf den Weihnachtsmantel des Toten. Ich drückte die Kapuze des Mannes so weit zurück, dala der gesamte Kopf freilag. Adamic hatte ein hageres Gesicht mit einer sehr blassen Haut. Zeichen seines langen Aufenthaltes hinter Gittern. Die Augenbrauen wirkten wie zwei Striche aus Tusche.

»Und Blake?« fragte Suko.

Ich kam wieder hoch und schaute auf die Tür. »Dahinter rührt sich

nichts«, sagte ich leise.

»Warte einen Moment, John.«

Suko ging die Treppe hinab und ließ mich mit dem Toten allein. Hatten wir tatsächlich gewonnen, oder war es nur ein Teilsieg gewesen? Adamic hatte von einer Abrechnung gesprochen, die noch nicht vorbei war. Wahrscheinlich vertraute er auch jetzt noch auf die Kraft des Teufels, der sich seine Seele geholt hatte. Da würde er sich irren. Im Sinne der Hölle hatte Adamic versagt, der Teufel würde sich nicht mehr für ihn interessieren.

Suko kam zurück. In der rechten Hand hielt er eine Spitzhacke. »Ich entdeckte sie bei unserem Eintritt. Sie gehört den Bauarbeitern. Versuchen wir es, John.«

Er holte schon aus und hackte gegen das Türholz. Nach dem dritten Schlag hatte er das Schloß aufgebrochen, und wir konnten die Wohnung betreten.

Dabei waren wir vorsichtig, denn mit unliebsamen Überraschungen mußten wir immer rechnen.

Die Überraschung war ein Toter.

Robert Blake fanden wir hinter einem Sessel auf dem Rücken liegend. Im Gegensatz zu seiner Frau hatte ihn die Klinge in die Brust getroffen und sein Leben ausgelöscht.

Kopfschüttelnd stand ich neben ihm. »Dabei hätte er nicht zu sterben brauchen. Er ist nur tot, weil er einen so verdammten Dickkopf besaß. Verflucht auch.«

Suko war bereits zum Telefon gegangen und wählte die Nummer des Yard. Ich wußte, daß er mit Sir James sprechen wollte. In wenigen Sätzen erklärte er die Lage und bat um eine Mannschaft, damit der Tote abtransportiert werden konnte.

»Was sagt er?« fragte ich meinen Freund, nachdem er den Hörer aufgelegt hatte.

»Er hat ähnlich reagiert wie wir und über die Sinnlosigkeit des

Mordes nachgedacht.«

»Wer bleibt noch?« fragte ich.

»Keiner. Adamic ist tot.«

»Ja, das ist er.«

Suko schaute mich schräg von der Seite her an. »Du sagst das so komisch. Hast du einen Grund?« Ich hob die Schultern.

»Ich weiß es auch nicht. Aber irgendwie habe ich ein dummes Gefühl bei der Sache. Es war so leicht wie nie. Wir gehen hin und lauern auf den Killer, der zudem noch erscheint und uns töten will. Wir erschießen ihn — aus...«

»Was hast du dagegen?«

»Eigentlich nichts.«

Suko schlug mir auf die Schultern. »Junge, du bist verwöhnt. Viel zu verwöhnt, das kann ich dir sagen. Es braucht ja nicht immer so kompliziert zu sein, wir können auch mal einen normalen Fall lösen. Findest du nicht?«

Ich starrte zum Fenster. »Nein!«

Suko hob die Schultern. »Gehst du wirklich nur noch nach deinem Gefühl?«

»So ist es.«

»Na ja, das kenne ich schließlich. Auch mir ergeht es manchmal so. Aber in diesem Fall kann ich da keine großen Probleme erkennen. Wir haben den Killer ausgeschaltet, und damit hat es sich.«

»Vergiß nicht, daß er ein Günstling der Hölle war.«

»Spielt das noch eine Rolle?«

»Es könnte sein.«

»Und wo, bitte schön, willst du den Hebel ansetzen? Wen willst du fragen, John?«

»Hatte der Mann nicht einen Sohn?«

»Das stimmt. Nur werden die beiden kaum etwas miteinander zu tun gehabt haben.«

»Das weiß ich eben nicht.«

»Wenn es dich beruhigt, kannst du ja im Zuchthaus anrufen. Da wird man dir sicher die Namen der Besucher geben, die Adamic im Laufe der zehn Jahre empfangen hat.«

»Klar, das mache ich auch. Bleibst du noch hier? Ich möchte schon ins Büro fahren.«

»Soll ich nachkommen?«

»Nein, warte in der Wohnung auf mich. Dann reden wir noch mal über den Fall.«

Nachdenklich betrat ich den Flur und machte dort wieder Licht. Der tote Adamic lag wachsbleich auf dem Boden. Die Finger seiner rechten Hand waren leicht verfärbt, als hätte man sie mit einer grauen Asche bestrichen. Sie waren noch immer gekrümmt, doch er hielt keine Waffe mehr fest.

Ich kam gut durch den Londoner Verkehr und erreichte in einer kurzen Zeit das Yard Building. Hinter den meisten Fenstern brannte noch Licht. Trotz der baulichen Veränderungen, die noch immer nicht beendet waren, sah der »Turm« interessant aus, wie ein blinkender, viereckiger Finger, der in den Nachthimmel wies.

Glenda war natürlich längst zu Hause. Ich ließ mir die Nummer des Zuchthauses von einem Mädchen an der Zentrale herausuchen. Ein gewisser Basil Cortridge meldete sich, er war der Direktor des Zuchthauses. Zunächst informierte ich ihn darüber, daß Frank Adamic nicht mehr zurückkehren würde.

»Er hat sich also nicht ergeben, Mr. Sinclair?«

»Richtig.«

»Er hat übrigens einen Toten hinterlassen. Erstochen. Nun ja, das ist vorbei. Ich danke Ihnen zumindest. Die formalen Dinge können wir dann später klären.«

»Da wäre noch etwas«, sagte ich.

»Und was?«

»Hatte er Besuch?«

»Meinen Sie, ob in den letzten zehn Jahren des öfteren jemand zu ihm gekommen ist?«

»Genau.«

»Nein.«

»Sind Sie da sicher?«

»Völlig. Er war der einzige Gefangene, der nur zweimal Besuch bekommen hat. Das ist mehr als ungewöhnlich.«

»Und wer kam? Sein Sohn?«

»Nein, der Anwalt, der ihn damals verteidigt hat. Zuletzt vor einigen Wochen, glaube ich.«

»Wie heißt der Mann denn?«

»Da müßte ich nachschauen.«

»Bitte.«

Ich mußte etwas warten. Schließlich bekam ich den Namen gesagt. Der Anwalt hieß Dr. Phil Summer. Er wohnte in London. Seinen Namen hatte ich noch nie zuvor gehört.

»Kann ich noch etwas für Sie tun, Mr. Sinclair?«

»Es geht um den Sohn. Ist er niemals gekommen, um seinen Vater zu besuchen?«

»Niemals.«

»Standen die beiden schriftlich in Verbindung?«

»Auch nicht. Keine Post, kein Besuch, nichts. Wie gesagt, Adamic war einer der ungewöhnlichsten Gefangenen, die ich je hier erlebt habe.«

»Gut, das wär's dann, Mr. Cortridge. Gute Nacht.«

Die wünschte er mir auch. Ich legte auf und lehnte mich zurück. An der Bürotür sah ich einen Schatten, schaute genauer hin und erkannte Sir James, der langsam auf meinen Schreibtisch zukam. Er nahm auf Sukos Stuhl Platz. Sein Gesicht sah eingefallen und grau aus. »Er war ein guter Mann, John, ein sehr guter. Sie hatten nichts machen

können?«

»Nein. Meiner Ansicht nach muß sich der Killer schon vorher im Haus aufgehalten haben.«

»Und jetzt ist er tot.« Ich nickte.

Sir James rieb sich die Stirn. »Sie haben ihn ja im Kaufhaus gesehen, John. Dort ist er plötzlich verschwunden, wie Sie mir erzählten. Von einem Augenblick zum anderen war er weg. Aufgelöst, und zurück blieb eine Schwefelgas-Wolke, die auf den Teufel hingedeutet hat. Weshalb hat er sich nicht bei Ihrer zweiten Begegnung auf diese Art und Weise aus dem Staub gemacht.«

»Das weiß ich leider nicht, Sir. Vielleicht haben wir ihn auch zu sehr überrascht.«

»Kann man Teufelsdiener noch überraschen?«

»Eigentlich nicht.«

»Aber Ausnahmen gibt es immer«, sagte mein Chef und lehnte sich zurück. Er lächelte knapp. »Wenn ich Sie so anschau, John, stelle ich fest, daß Sie unzufrieden sind.«

»Bin ich auch.«

»Was ist der Grund?«

Ich stützte meine Unterarme auf den Schreibtisch und sprach mit Sir James darüber.

Für Suko war die Sache ziemlich abgetan gewesen, der Superintendent wirkte schon nachdenklicher. »Meinen Sie denn, daß da noch etwas auf uns zukommen kann, John?«

»Ich habe keine Ahnung. Es gibt auch keinen konkreten Hinweis, da bin ich ehrlich, nur eben diesen Verdacht.«

»Weiß der Sohn es schon?«

»Bestimmt nicht.«

»Wollen Sie es ihm sagen?«

»Ja, Sir, das werde ich. Aber ich möchte auch mit diesem Anwalt Summer sprechen.«

»Rufen Sie ihn an.«

Ich schaute auf die Uhr. Es war noch früh genug, um »stören« zu können. Die Nummer fand ich im Telefonbuch. Ich rief die private an. Es wurde von einer Frau abgehoben. Ich meldete mich mit vollem Namen und auch mit dem Dienstrang.

»Einen Augenblick, Mr. Sinclair, ich werde meinem Mann Bescheid geben. Bitte warten Sie.«

Wenig später sprach ich mit dem Anwalt, legte ihm die Situation offen und wartete auf seinen Kommentar.

Der kam nicht sofort. »Sie überraschen mich mit dieser Eröffnung. Ich habe nicht gewußt, daß Adamic ausgebrochen war. Ich war auch auf einer Dienstreise. Nun ja, er ist tot. Was soll ich dazu sagen?«

»Sie haben ihn zweimal besucht.«

»Ja, vor kurzem noch.«

»Worum ging es bei diesem Zusammentreffen?«

»Eine Kleinigkeit, die jetzt allerdings Bedeutung gewinnt. Er wollte die Adresse seines Sohnes haben. Wahrscheinlich brauchte er nach seiner Flucht eine Anlaufstelle.«

»Die gaben Sie ihm?«

»Ja. Ich sah keinen Grund, sie ihm zu verweigern.«

»Könnte ich sie auch haben?«

»Wollen Sie Martin Adamic vom Tode seines Vaters in Kenntnis setzen?«

»Genau.«

Ich bekam die Anschrift und schrieb mit. Nun ja, die Zeit im Büro hatte ich diesmal gut genutzt. Telefon besaß Martin Adamic auch. Wiederum wählte ich eine Nummer.

Diesmal hob niemand ab.

»Der ist bestimmt unterwegs«, meinte Sir James. »Es wäre am besten, wenn Sie morgen zu ihm fahren.«

»Das mache ich auch, Sir.«

Mein Chef erhob sich. »Dann sagen Sie mir bitte Bescheid, was es gegeben hat. Ich werde jetzt nach Hause und nicht in den Club fahren. Blakes Tod hat mich doch arg geschafft.«

»Das kann ich mir vorstellen, Sir.«

Er nickte mir noch einmal zu und ging. Ich blieb allein zurück und dachte über den Fall nach, ohne allerdings zu einem Entschluß zu gelangen. Vielleicht würde mir Martin Adamic am morgigen Tag weiterhelfen können, auch wenn der Kontakt zu seinem Vater auf ein Minimum beschränkt gewesen war...

Am anderen Tag regnete es.

Das drückte auf die Stimmung der meisten Menschen. Nicht einmal die Weihnachtsbeleuchtung konnte die Laune anheben. Auch ich fühlte mich nicht besonders, zudem hatte ich nicht gut geschlafen, weil mir der Name Adamic im Schädel herumspukte.

Irgend etwas hatte ich übersehen.

Martin wohnte in einer tristen Gegend. Mietshäuser, schon älter, bildeten lange Reihen zu beiden Seiten der Straße. In der Nähe gab es auch Industrie, kleine Fabriken und Firmen, die sich soeben über Wasser hielten.

Der Junge war nicht zu Hause.

Eine Mieterin erklärte mir, daß er immer schon früh zur Arbeit ginge. Er war im Haus als ruhiger, angenehmer Mieter bekannt.

»Und wo arbeitet er?«

»Als Schlosser bei Dreyer.«

»Ist das weit?«

»Nein.« Man erklärte mir den Weg. Ich hätte zu Fuß gehen können, nahm aber trotzdem den Wagen, rollte um einige Ecken und fuhr durch ein Mauertor auf einen Hof, der ziemlich groß war und es auch sein mußte, weil drei Arbeitsbaracken dort standen. Wellblechdächer hielten den Regen ab. Auf dem Hof lagerten Eisen

und Stahl. Ich fand auch einen Parkplatz für den Rover und dachte an Suko, der lieber im Büro geblieben war.

Ein Mann im Parka kam mir entgegen. Ihn fragte ich nach Martin Adamic. »Den finden Sie da vorn, Mister.« Er deutete auf die erste Arbeitsstelle, wo eine Eisensäge kreischend in das Metall schnitt und wahre Funkenregen in die Luft schleuderte.

»Danke sehr!«

Die Hände in den Taschen des Burberry, ging ich auf das Ziel zu. Ich wußte, daß Martin Adamic noch jung war und sah auch einen jüngeren Mann, der eine große Gasflasche auf einer Art Sackkarre transportierte.

Im rechten Winkel schritt ich auf ihn zu und sprach ihn einfach an. Als er seinen Namen hörte, stellte er die Flasche ab und wischte mit seinen Handflächen über die Arbeitshose.

»Ja, das bin ich.«

»Mein Name ist John Sinclair, Scotland Yard.«

»Oh.« Seine Augen weiteten sich für einen Moment. Er hatte ein offenes Gesicht, blonde Haare, war ziemlich groß und machte einen völlig normalen Eindruck.

»Es geht um Ihren Vater, Martin.«

Er nickte. »Das habe ich mir fast gedacht.«

»Wieso?«

»Weshalb sollte mich sonst die Polizei besuchen?«

»Stimmt.«

»Was kann ich für Sie tun, Mr. Sinclair?«

Ich holte tief Luft. Sie schmeckte irgendwie nach Eisen und Öl. Der Boden war schmutzig. Dementsprechend sahen auch die Arbeitsschuhe der Männer aus. »Ihr Vater ist aus dem Zuchthaus ausgebrochen.«

Er zuckte zusammen. »Was sagen Sie da?«

»Ja, er brach aus.«

»Wann?«

»Kann ich Ihnen sagen. Vor einigen Tagen, aber das ist jetzt zweitrangig geworden. Wir konnten ihn wieder einfangen. Leider...« Ich senkte meine Stimme. »Wehrte er sich so, daß uns nichts anderes übrigblieb, als zurückzuschießen.«

»Jetzt ist er tot, nicht?«

»Ja, Martin. Es tut mir leid für Sie.«

Er starrte auf seine Schuhe, hob die Schultern, und ich ließ ihm Zeit, die Nachricht zu verdauen. Nach einer Weile sagte er: »Es braucht Ihnen nicht leid zu tun, Mr. Sinclair. Ich selbst hatte so gut wie keinen Kontakt mehr zu meinem Vater.«

»Sie haben ihn nicht einmal besucht, nicht?«

»Nein.« Er schaute wieder auf. »Ich sah keinen Grund. Sie wissen sicher, was er getan hat. Er brachte meine Mutter um, und ich war Zeuge. Als Elfjähriger. So etwas prägt.«

»Das kann ich mir vorstellen. Erinnern Sie sich noch an die Verhandlung?«

»Wieso?«

Ich hörte das Mißtrauen aus seiner Frage. »Es würde mich wirklich interessieren. Ihr Vater soll noch mit Ihnen gesprochen haben, Martin.«

»Daran kann ich mich nicht erinnern. Vergessen Sie nie, Mr. Sinclair, daß ich damals ein Kind war. Man vergißt vieles. Tut mir leid, wenn ich Ihnen nicht helfen kann.«

»Er hat sich auch nach dem Ausbruch nicht bei Ihnen gemeldet?«

»Nein. Welchen Grund hätte er auch haben können? Wir hatten uns nichts mehr zu sagen. Ich habe sehr an meiner Mutter gehangen, verstehen Sie das nicht?«

»Doch. Dieser Heilige Abend muß das Grauen gewesen sein. Ich habe Details über die Verhaftung erfahren. Ihr Vater hat Sie damals mitgenommen, oder?«

»Das stimmt.«

»Wo waren Sie denn?«

»Mr. Sinclair, das habe ich vergessen. Er ist mit mir durch die Gegend gelaufen. Wahrscheinlich hat auch er einen Schock bekommen und mußte sich abreagieren.«

»Sie beide hatten also kein Ziel?«

»Nicht daß ich wüßte.«

»Dann bedanke ich mich bei Ihnen für die Auskünfte.«

»War das alles?«

»Im Augenblick ja. Bestimmt wird man Ihnen noch Fragen stellen, aber das ist mehr Routine.«

»Kann ich mir denken.«

»Auf Wiedersehen dann.«

Der junge Mann hob die Hand kurz zum Gruß und wandte sich wieder seiner Gasflasche zu. War ich zufrieden?

Nein, überhaupt nicht. Das unangenehme Gefühl wollte bei mir einfach nicht verschwinden...

Zwei Tage später!

Noch eine Woche bis zum Weihnachtsfest. Für viele ein Fest der Freude, für einige jedoch, zu denen zählte ich auch Suko und mich, war es ein trauriger Tag.

Wir fuhren zu einer Beerdigung.

Die Blakes waren kurz hintereinander gestorben, sie sollten auch gemeinsam in einem Doppelgrab ihre letzte Ruhestätte finden. Kinder hatten sie keine gehabt. Es waren Verwandte gekommen und natürlich die Kollegen, auch die von früher.

So lernte ich einen Mann namens Cecil Harrison kennen, der sich von London nach Manchester hatte versetzen lassen und seinem toten Kollegen die letzte Ehre erweisen konnte.

Vor der Trauerfeier zog ich ihn zur Seite. »Auf ein Wort, Mr.

Harrison.«

»Ja bitte.«

»Ich bin Oberinspektor Sinclair. Das ist mein Kollege Suko.« Ich deutete auf den Inspektor, der neben mir stand.

Harrison nickte. »Ich habe Ihre Namen bereits gehört. Sie waren ja aktiv.«

»Wie Sie damals.«

Er lächelte etwas verzerrt. »Was meinen Sie damit?«

Harrison war ein hochgewachsener Mann mit einem leichten Bauchansatz. Auch sein Gesicht wirkte irgendwie speckig. Vielleicht hatte er durch die viele Büroarbeit so zugenommen. »Ich denke da an die Verhaftung des Weihnachtsmörders, die Sie damals zusammen mit Robert Blake durchgeführt haben.«

»Ja, natürlich.«

»Wie war das genau?«

»Haben Sie das nicht in den alten Protokollen nachgelesen, Mr. Sinclair?«

»Das schon, aber ich möchte es noch einmal von Ihnen wissen, dem Augenzeugen.«

Suko zog schon ein gelangweiltes Gesicht, als Harrison die Geschichte erzählte. Sie unterschied sich nicht von der, die uns bereits bekannt war.

»Es war damals eine scheußliche Sache«, faßte er zusammen. »Und das am Heiligen Abend.« Er schüttelte sich. »Ich hätte ja nie gedacht, daß es Adamic gelingen würde, auszubrechen. Er hat es gebracht und Robert getötet.«

»Sowie seine Frau«, fügte Suko hinzu.

»Ja, wobei sie nichts damit zu tun hatte.«

Er schaute uns etwas ängstlich an. »Wäre er noch am Leben, hätte ich jetzt auch Furcht, daß kann ich Ihnen versprechen.«

»Verständlich«, sagte ich.

»Als ich meiner Frau davon erzählte, bekam ich sie nicht mehr mit nach London. Sie ist in Manchester geblieben. Ich kann ihr keinen Vorwurf machen.«

Das dünne Bimmeln der Totenglocke, die sich im spitzen Turm der Leichenhalle bewegte, erinnerte uns daran, daß es Zeit wurde, die Halle zu betreten.

Wir befanden uns auf dem großen Brompton Cemetery am Rand der Stadtteile West Kensington und Chelsea. Es war ein Friedhof mit Tradition, eingebettet in ein parkähnliches Gelände, bepflanzt und bewachsen mit hohen Laubbäumen.

Was beim Yard Rang und Namen halte, war auf dem Friedhof versammelt. Schweigend betraten die Menschen die Leichenhalle. Cecil Harrison hatte sich von uns getrennt, er wollte in einer der ersten Reihen sitzen, um dem Kollegen die letzte Ehre zu erweisen. Graue Wolken wanderten über den Himmel wie hungrige Ungeheuer, aber es regnete nicht.

Ich sah Sir James zusammen mit einem anderen hohen Beamten. Der Superintendent nickte uns kurz zu.

Suko und ich befanden sich unter den letzten Trauergästen, die in die Halle gingen.

Wir schoben uns an den Wartebänken vorbei und mußten uns nach links wenden, wo eine zweiflügelige Tür offenstand. Durch sie konnten wir die Leichenhalle betreten.

Die beiden dunklen Eichensärge standen etwas erhöht auf einem kleinen Podest. Ein Meer von Blumen und Kränzen schmückte die unmittelbare Umgebung. Die Kränze und Sträuße standen oder lagen quer. Sie reichten bis zu den aufgestellten Buchsbäumen an den schmucklosen Wänden.

Die Sitzplätze für die Trauergäste waren sehr schnell belegt, so daß Suko und ich stehen mußten. Seitlich bauten wir uns auf, nicht einmal weit von den beiden Särgen entfernt, in denen die Blacks lagen. Hier

und da hüstelte jemand. Die Gesichter der Menschen waren ernst, die der Kollegen sogar verbissen.

Wenn jemand aus unseren Reihen auf eine so schreckliche Art und Weise starb, fühlte sich jeder irgendwie angegriffen. Da hielt man eben zusammen und bildete eine Gemeinschaft.

Cecil Harrison hatte sogar noch in der ersten Reihe einen Platz gefunden. Er sprach mit einer grauhaarigen Frau, wahrscheinlich war sie eine Verwandte der Verstorbenen.

Allmählich wurde es still.

Bedrückend kam sie mir vor. Ich war einiges gewohnt und bekam trotzdem eine Gänsehaut.

Jemand schloß hinter uns die Tür. Sie quietschte ein wenig in den Angeln. Ich fand das Geräusch störend.

Mein Blick fiel auf die Särgе. Darin lagen zwei Menschen, die noch hätten leben können, wäre die Hand eines Mörders nicht schneller gewesen. Auch der Mörder lebte nicht mehr, aber eine Gerechtigkeit sah ich darin trotzdem nicht.

Der traurige Klang einer Orgel riß mich aus meinen Gedanken. Wenig später öffnete sich eine Seitentür. Ein Priester erschien. Er blieb vor den beiden Särgen stehen, verneigte sich, drehte sich dann um und schaute auf die Trauergäste.

Es war nur ein kurzer Blick. Dann setzte er sich in Bewegung und schritt zu einem Stehpult, auf dem auch ein Mikrofon stand. Die Menschen erhoben sich, und wir beteten gemeinsam.

Es sind fast immer die gleichen Worte, die bei einem christlichen Begräbnis gesprochen werden. Ich hatte schon oft genug darüber nachgedacht und auch daran, wann sie wohl für mich gesprochen werden würden. Bisher hatte ich viel Glück gehabt. Daß ich wiedergeboren war, konnte ich auch nicht als großen Trost oder Hoffnungsschimmer ansehen.

Das Gebet dauerte nicht lange. Die Menschen setzten sich wieder

hin. Abermals hörte ich die gleichen Geräusche, das Scharren der Füße auf dem Gestein, das Schnäuzen der Nasen, das tiefe Atemholen und die Bereitschaft, auf die Worte des Pfarrers zu warten. Er war ein Mann, der so gut redete. Ich wußte, daß er die Verstorbenen gekannt hatte, und erfand treffende Worte. Nicht zu schwülstig, zu aufgetragen, sondern schlicht. Und gerade in ihrer Schlichtheit waren sie ergreifend und auch passend.

»So wollen wir denn Abschied nehmen von zwei Menschen, die mehr als ihre Pflicht getan haben. Sie lebten als Christen, denn für sie waren die Mitmenschen nicht egal. Beide kümmerten sich um sie, und wer mit einer Bitte zu ihnen kam, dem wurde sie erfüllt. Durch die ruchlose Hand eines Mörders sind sie nun von uns gegangen...«

Er sprach noch weiter, aber ich hörte nicht mehr hin, denn mir war etwas aufgefallen.

Die Tür, durch die der Pfarrer getreten war, bewegte sich. Der Wind konnte es nicht sein, es herrschte kein Durchzug. Also wurde sie von außen geöffnet.

Möglicherweise warteten die Meßdiener schon und wollten schauen, wann die Feier zu Ende war. Sargträger konnten es nicht sein, denn die beiden Särge wurden von den Kollegen getragen.

Eine Hand schob sich plötzlich durch den Türspalt. Der Ärmel war hellrot wie das Gewand eines Weihnachtsmannes.

Und dann sah ich das Messer!

Der Täter hielt es mit zwei Fingern an der Spitze fest, hob den Arm an, um die Klinge zu schleudern.

Wahrscheinlich war ich der einzige der Trauergäste, der das sah. Die anderen schauten auf den Pfarrer, der die beiden Särge mit Weihwasser besprenkelte.

Meine Ahnung, mein Verdacht, das alles war nicht mehr nur leere Luft. Es gab den Killer noch.

Er war bereit, wieder zuzuschlagen.

Aber wen sollte er treffen?

»Harrison, in Deckung!« brüllte ich und startete selbst... Im Türspalt ging plötzlich eine gleißende Sonne auf. Dieses Licht kannte ich verdammt gut. Ich hatte es schon einmal erlebt, als man uns töten wollte.

Das Messer flog!

Harrison hatte seinen Namen verstanden. Er war jedoch so in Gedanken versunken gewesen, daß er viel zu spät reagierte und erst von seinem Sitz hochkam, als das Messer über die Särge hinwegflog und mit tödlicher Sicherheit sein Ziel fand. Harrisons Brust!

Das Entsetzen hatte die Trauergäste verstummen lassen. Nur drei Geräusche waren zu hören.

Meine Schritte, das schwere Ächzen des Getroffenen und das harte Zuschlagen der Tür.

Als ich Harrison erreichte, fiel er wieder zurück auf die Bank. Sein blauer Mantel war an der Vorderseite naß. Ich sah noch in sein Gesicht. Dort vermischten sich Unglauben und Schmerz miteinander, begleitet vom starren Blick seiner gläsern wirkenden Augen.

Um ihn sollten sich andere kümmern. Mir kam es darauf an, den Killer zu erwischen.

Ich rannte mit großen Schritten auf die Tür zu, hinter der der Mörder verschwunden war. Der Pfarrer hatte seinen Platz auch verlassen. Er wirkte verstört, wollte mich ansprechen, da hatte ich bereits nach der Kinke gefaßt und versuchte, die Tür aufzuziehen.

Sie war von außen abgeschlossen worden. Der Mörder hatte sich gut abgesichert. Ein Schatten huschte an mir vorbei. Es war Suko. Sein wilder Kampfschrei zitterte durch die Leichenhalle, im nächsten Augenblick donnerte seine Handkante gegen die Tür und hieb ein Loch hinein. Suko faßte durch und drehte den Schlüssel. Was sich hinter meinem Rücken abspielte, interessierte mich nicht. Ich folgte meinem Freund auf dem Fuß, blieb nach wenigen Schritten stehen

und schaute mich um.

Wir waren in einem kleinen Raum gelandet, dessen Tür zum Friedhof hin nicht verschlossen war. Die Meßdiener fand ich auch nicht. So waren sie dem Mörder wenigstens nicht in die Quere gelaufen. Ich sprintete nach draußen. Die Umgebung hinter der Leichenhalle zeigte einen relativ dicht stehenden Baumwuchs. Plantanen, Kastanien und Eichen säumten die gepflegten Hauptwege und gaben einem Flüchtling auch genügend Deckung.

»Verdammt«, fluchte Suko. »Er ist uns entwischt.«

»Weit kann er noch nicht sein.« Ich schaute mich hastig um. »Los, du rechts, ich links.«

»Okay.«

Suko und ich verstanden uns ohne viel Worte, jetzt bewies sich wieder einmal, wie gut es war, ein eingespieltes Team zu sein. Ich konnte mir vorstellen, daß der Killer einen Wagen genommen hatte. Zwei Parkplätze standen zur Verfügung. Zwischen ihnen befand sich ein kleines Stück Park, dessen Mitte von einem Denkmal geschmückt wurde. Suko sah ich nicht mehr, er war in die andere Richtung und damit auch zum zweiten Parkplatz gelaufen.

Aber ich kam mir vor wie einer, der die berühmte Stecknadel im Heuhaufen sucht.

An die Wege hielt ich mich nicht. Meine Füße versanken im feuchten, braungrünen Winterrasen, der sehr flach wuchs und fast wie ein gekämmter Teppich wirkte.

Feucht schimmerten auch die Karossen der abgestellten Wagen. Einen Parkplatzwächter gab es nicht, auch sonst ließ sich niemand bei den Fahrzeugen blicken.

Für heute sollte es die letzte Beerdigung sein.

Ich ging langsamer auf den Pulk der abgestellten Autos zu. Von der Seite kam ich. Die Blechgeschöpfe wirkten wie futuristische Raubtiere, die jederzeit zu einem unheilvollen Leben erwachen

konnten. Sie blieben still. So abgestellt, eigneten sie sich auch gut als Verstecke. Wer sich duckte, konnte sich in den Freiraumen zwischen ihnen gut verbergen.

Das plötzliche Aufhören eines Motors ließ mich aufmerksam und gleichzeitig sprunghaft werden.

Da fuhr jemand weg.

Leider sehr weit von meinem Standort entfernt, am anderen Ende des Parkplatzes. Es war ein dunkles Auto. Wegen der Entfernung konnte ich nicht einmal die Marke erkennen. Jedenfalls jagte der Wagen davon, als wäre der Leibhaftige hinter ihm und dem Fahrer her. Bis ich meinen Revolver erreichte, war der andere längst verschwunden. Wütend war ich, denn wieder einmal war mir der Killer entkommen!

Ich dachte auch an die letzten Worte des sterbenden Frank Adamic, der mir erklärt hatte, daß die Abrechnung noch nicht vorbei war. Er hatte nicht gelogen!

Und es gab einen zweiten Killer, der seine Nachfolge angetreten hatte. Wer war es?

Ich schaute in die Richtung, in die der Wagen verschwunden war. In mir war längst ein Verdacht hochgekeimt, den ich allerdings für mich behalten wollte. Selbst Sir James oder Suko würde ich darüber kein einziges Wort sagen. Ein sehr einsamer John Sinclair ging da zurück. Die Hände in den Taschen des Trenchs vergraben, nachdenklich und über Dinge sinnierend, die eigentlich furchtbar waren.

Ich schleuderte altes Laub mit den Fußspitzen hoch, sah den Blättern nach, ohne sie tatsächlich wahrzunehmen. Ich wußte, daß mir noch etwas Schlimmes bevorstand, wenn ich mit meinem Verdacht richtig lag. Das kalte Grauen hatte in meiner Seele Einzug gehalten. Meine Gedanken wurden erst unterbrochen, als ich Suko sah. Er lief auf mich zu. Die Atemwolke wehte vor seinen Lippen. Er blieb stehen, hob die Schultern und fragte: »Was hast du

erreicht?«

»Nichts.«

Er schluckte. »Das dachte ich mir fast. Aber ich habe einen Wagen abfahren gehört.«

»Es war der Mörder!«

Funken schienen plötzlich in den Augen meines Freundes zu tanzen.

»Und? Hast du etwas gesehen?«

Meine von einem bitteren Lächeln begleitete Antwort fiel negativ aus.

»Sorry, aber da war nichts zu machen. Überhaupt nichts. Wir sind einfach zu spät gekommen.«

»Ja, und Cecil Harrison ist tot. John, du hast recht gehabt. Der Fall kann noch nicht zu den Akten gelegt werden. Es muß einfach zwei Killergeben. Aber wer ist der zweite?«

Ich hob die Schultern und ging weiter. Suko wartete noch einen Moment, folgte mir dann und hatte mich schnell eingeholt. Diesmal blieb er an meiner Seite. Er sah mir an, daß ich nicht reden wollte und stellte auch deshalb keine Fragen.

Natürlich herrschte vor der Leichenhalle Hochbetrieb. Ein Mord vor den Augen zahlreicher Polizisten war auch in einer Zeit wie dieser etwas Außergewöhnliches und eine Herausforderung an das Gesetz. Ich wurde mit Fragen bestürmt, auch auf Suko redete man ein, aber wir konnten leider nur negative Antworten geben.

Ich suchte meinen Chef, sah ihn, winkte, und Sir James stellte sich ein wenig abseits hin.

Wir blieben vor ihm stehen. »Sie haben also nichts erreicht«, sagte er leise.

»Genau, Sir.«

»John und Suko,, wir müssen den Killer fangen. Dazu sind wir verpflichtet. Sie wissen, welche Kreise dieser Mord ziehen wird. Die Presse wird uns auseinandernehmen.«

»Ich weiß, Sir.«

Der Superintendent atmete tief ein. »Dann ist es ja gut. Haben Sie schon einen Plan?«

Ich hob die Schultern. »Ich will ehrlich sein. Bruchstücke eventuell, mehr nicht.«

Sir James putzte die Brillengläser, weil diese leicht beschlagen waren.

»Das ist nicht viel, aber wenigstens etwas.«

»Vielleicht schieße ich auch voll daneben.«

»Das heißt, Sie wollen noch nicht darüber reden.«

»Nein, Sir. Lassen Sie mich die Sache durchdenken. Morgen früh werde ich mehr wissen.«

Er schaute mich lange an. »Okay, John Sinclair, wir kennen uns. Ich vertraue Ihnen. Wollen Sie jetzt allein sein?«

»Das wäre besser.«

»Ich entschuldige Sie beide dann bei den anderen Trauergästen. Viel Glück.«

»Danke.«

Sir James ging. Er wurde von den anderen Trauergästen bereits vermißt. Sukos Neugierde war geweckt worden. »Was ist denn los, John?« erkundigte er sich besorgt.

»Eigentlich nichts.«

»Lüg nicht.«

Mit der Fußspitze schabte ich Laub zur Seite. »Ich bin mir selbst noch nicht im klaren. Etwas braut sich in meinem Gehirn zusammen. Ein Plan, eine Vermutung. Wobei keines von beiden spruchreif ist.«

»Kann ich dir trotzdem helfen?«

»Ich sage dir schon Bescheid.«

»Hoffentlich«, meinte der Inspektor besorgt.

Ich holte den Wagenschlüssel hervor, hob die Schultern und schleuderte den Schlüssel in die Luft. Gedankenschnell fing ich ihn

wieder auf. Meine Faust umschloß ihn hart. So wollte ich auch den Mörder kriegten. »Laß uns fahren.«

Wir stiegen in den Rover und starteten. Auf der Fahrt waren wir beide sehr schweigsam. Suko machte sich Gedanken. »Wenn du dich da nur nicht mal in eine Idee verrennst«, murmelte er.

»Noch ist es eine Idee.«

»Wo willst du die Beweise suchen?«

»Das weiß ich noch nicht.«

Ich stellte den Wagen in der Tiefgarage ab. Dann fuhren wir hoch und verschwanden in unseren Wohnungen. War es richtig, wie ich mich verhalten hatte? Eine Antwort wußte ich nicht auf die Frage. Irgendwie fühlte ich mich in der Wohnung eingeschlossen. Also fuhr ich wieder in die Halle.

Mittlerweile war es dämmerig geworden. Lichter hüllten die Stadt ein. Und nicht nur Weihnachtsbäume, die an das Fest erinnern sollten. Auch die Reklameleuchten. Bunt, grell und kalt.

Ich war ein paar Häuserblocks gegangen und in Soho gelandet. An der Grenze zu diesem Stadtteil wohnte ich ja. Die Kneipe, die ich sah, war eine Mischung aus Pub und Bar.

Ich tauchte hinein in einen Nebel aus Rauch. Halbrund war die Theke. An ihr drängelten sich Männer und Frauen. Zumeist Menschen, die nach Feierabend noch schnell ein Bierchen oder einen Drink zischen wollten. Ich fand noch Platz und bestellte ebenfalls ein Bier. Gezahlt werden mußte sofort. Das war mir auch lieb so. Mit dem Glas in der Hand wanderte ich auf einen schmalen Tisch zu. Praktisch ein Brett, vor dem zwei Sitzgelegenheiten standen. In dieser Ecke war es ruhiger, und die beiden Dartspieler hinter mir störten mich mit ihren Wurf Pfeilen auch nicht.

War es richtig, was ich vorhatte?

Ich überlegte hin und her, wog das Für und Wider ab, spielte auch andere Möglichkeiten durch, blieb aber immer an dereinen hängen.

Ja, ich mußte in den sauren Apfel beißen, außerdem gab es keine andere Lösung, die logisch genug gewesen wäre, obwohl mit dem Wort Logik im Zusammenhang mit der Hölle man vorsichtig sein mußte. Eine Frau setzte sich zu mir. Sie war schon älter, ziemlich rund und stark geschminkt. In einer Hand hielt sie einen Whisky, in der anderen eine Zigarette.

»Ist es gestattet?« fragte sie, als sie schon saß.

»Ja, bitte. Ich wollte sowieso gehen.«

»Aber doch nicht wegen mir.«

Ich trank mein Glas leer. »Nein, Madam, nicht Ihretwegen. Manchmal gibt es Dinge, die sich leider nicht aufschieben lassen. Man nennt so etwas auch Termine.« Ich stand auf. »Viel Spaß wünsche ich Ihnen noch, Madam.«

»Danke, danke!« rief sie mir erstaunt nach und schaute noch zu, wie ich mir den Mantelkragen hochstellte. Ich hatte mich nach der Beerdigung zu Hause noch kurz umgezogen.

In den steifen, dunklen Anzügen fühlte ich mich einfach nicht wohl. Nach einem Bier konnte ich noch fahren. Dennoch suchte ich mir ein Taxi.

Diese Sache war zwar dienstlich, aber auch auf eine gewisse Art und Weise privat.

Und sehr tief in meinem Innern hoffte ich stark, mich in allem geirrt zu haben...

Am Abend wirkte die Umgebung, in die ich mich hatte bringen lassen, noch düsterer und trister als tagsüber. Zwar gab es Licht, aber es reichte nicht aus, um den gesamten Gehsteig zu erhellen. Die Häuser wirkten wie Schatten, die man nebeneinander geklebt hatte. Nur wenige Menschen begegneten mir. Einige Jugendliche standen um eine Laterne herum und versperrten einen Teil des Gehsteigs. Als sie mich ankommen sahen, traten sie zur Seite.

Schon einmal war ich hier gewesen, allerdings umsonst. Jetzt hoffte ich, mehr Glück zu haben.

Ich erreichte das Haus, blieb vordem Eingang stehen und sah an der Fassade hoch.

Die meisten Fenster waren erleuchtet. Flimmerkisten mischten ihr Licht darunter. Die Haustür war nicht verschlossen. Ich konnte sie aufstoßen und betrat den dunklen Flur.

Einen Lichtschalter fand ich an der rechten Seite. Auf dem Klingelbrett hatte ich mich schon zuvor informiert. Bis in den zweiten Stock ging ich. Niemand kam mir entgegen. Aus den Wohnungen hörte ich Geräusche. Stimmen der Erwachsenen, aber auch die eines wütenden Kindes. In der zweiten Etage blieb ich stehen. Die rechte Tür interessierte mich nicht, ich schaute mir die linke an, das Flurlicht verlöschte, ich schaltete es wieder ein und schellte. Dabei vertraute ich einfach auf mein Glück, und das Vertrauen war gerechtfertigt.

Schritte näherten sich der Tür, sie wurde aufgezogen, Licht fiel gegen mich und beleuchtete auch die Person, die vor mir stand. Wir schauten uns an.

Ich wußte nicht, ob der andere etwas ahnte, jedenfalls war er überrascht, das sah ich seinem Gesicht an. Ich lächelte etwas verkrampft und nickte dem jungen Mann zu.

»Sie?« fragte Martin Adamic erstaunt.

»Ja, ich.«

Er schluckte. Martin trug einen weißen Pullover und eine schwarze Jeans. »Was wollen Sie denn?«

»Mit Ihnen sprechen.«

»Wegen meines Vaters?«

»Auch. Aber müssen wir das hier zwischen Tür und Angel erledigen? Kann ich nicht hereinkommen?«

Er zögerte einen Moment und sah mir fast so aus, als wollte er

meine Bitte ablehnen. Schließlich nickte er und gab den Weg in die Wohnung frei. »Wenn es nicht zu lange dauert...«

»Nein, bestimmt nicht.« Ich schob mich an ihm vorbei. »Müssen Sie denn weg?«

»Ja.«

Ich fragte nicht nach dem Ziel und betrat das relativ geräumige Zimmer. Einen Flur oder eine Diele gab es nicht. Die Einrichtung konnte man als spartanisch bezeichnen. Links sah ich eine zweite Tür, die halb offenstand. Dahinter befand sich ein Bad oder eine Dusche. Der Fernseher lief. Sie brachten Nachrichten. Martin Adamic stellte den Apparat aus. »Sie können sich setzen«, sagte er.

»Danke.« Ich ließ mich in einen der etwas zerschlissenen aussehenden Sessel fallen.

»Wollen Sie etwas trinken, Mr. Sinclair?«

»Nein.«

Er nahm mir gegenüber Platz, streckte die Beine aus und schaute mich an. Sein Gesicht lag etwas im Schatten. Er hatte den Kopf zur Seite gedreht und das Kinn in die flache Hand gestützt. »Haben Sie noch etwas über meinen Vater herausgefunden?«

»Kaum, Martin. Er war ja nun ein Mörder, daran gibt es keinen Zweifel, aber wir haben uns geirrt, als wir dachten, daß mit seinem Tod alles vorbeigewesen wäre.«

»Wieso?«

»Kennen Sie Norman Bates?«

Er schaute mich starr und auch abwehrend an. »Meinen Sie diese Figur aus den Psycho-Filmen?«

»So ist es.«

»Klar, der hat mit seinem Messer aufgeräumt.«

»Stimmt.«

»Und was hat das mit meinem Vater zu tun?«

»Auch er tötete mit einem Messer. Als er starb, Martin, dachten

wir, es wäre vorbei, aber wir irrten uns. Es gibt noch einen zweiten Killer, der ebenso herumläuft, wie Ihr Vater es getan hat. Sogar einen Weihnachtsmann-Mantel hat er sich ausgeliehen. Können Sie das begreifen?«

»Nein...«

»Es ist aber so. Er hat heute schon zugeschlagen. Am Nachmittag, auf einer Beerdigung. Zahlreiche Zeugen waren anwesend.«

»Und? Haben Sie ihn?«

»Nein, leider nicht. Er konnte entkommen.«

Martin grinste. Er spielte mit seinen Händen und knotete sie ineinander.

»Was soll das denn?«

»Wo waren Sie heute nachmittag, Martin?«

Adamic setzte sich steif hin. »Wieso? Was hat der Mord denn mit mir zu tun? Verdächtigen Sie mich?«

»Es war nur eine Frage.«

»Muß ich Ihnen darauf antworten?«

»Sie müssen nicht. Wenn Sie mir ein nachprüfbares Alibi liefern, wäre ich zufrieden. Wenn nicht...« Ich hob die Schultern. »Könnte die Vermutung zu einem Verdacht werden.«

»Ja... ich... ich war auf der Arbeit.«

»Das stimmt?«

»Weshalb nicht?«

»Dreyer heißt die Firma, nicht wahr?« Ich lächelte und deutete auf das Telefon. »Darf ich es mal benutzen?«

»Dort ist schon Feierabend.«

»Die meisten Firmen haben einen Anrufbeantworter. Vielleicht auch Dreyer. Ich werde...«

Martin Adamic stand auf. »Also gut«, sagte er und umwanderte den Sessel. »Ich war nicht in der Firma.«

»Und weshalb nicht?«

Er drehte mir bei seiner Antwort den Rücken zu. »Ich fühlte mich einfach nicht wohl.«

»Ihnen war schlecht.«

»Ja.«

»Haben Sie einen Zeugen?«

Martin legte den Kopf in den Nacken, drehte sich aber nicht um. Dafür wippte er vor und zurück. »Wenn man krank ist, wird man wohl kaum einen Zeugen haben, oder?«

»Das ist verschieden.«

»Ich habe jedenfalls keinen gehabt.«

»Gut, lassen wir das.«

»Sonst noch etwas?« Seine Stimme hatte wieder an Sicherheit dazugewonnen, er drehte sich auch um.

Ich saß noch immer und schaute ihm ins Gesicht. »Ja, da wäre noch etwas. Ich habe Sie am Nachmittag gesehen, Martin. Verstehen Sie?«

»Nein!« Er log und wurde auch blasser.

»Wollen Sie wissen, wo ich Sie gesehen habe, Martin?«

»Das können Sie nicht, das können Sie nicht. Ich war ja hier. Ich habe gelegen...«

Ich schüttelte so lange den Kopf, bis er so nervös wurde und nicht mehr weitersprach. »Sie waren nicht hier, Martin. Wenigstens nicht die ganze Zeit über. Sie konnten nicht hier in der Wohnung sein, weil Sie zum Brompton Cemetery gefahren sind. Aber das wissen Sie doch selbst.«

Er legte seine Hände auf die Sessellehne. Die Finger bewegten sich, als wollten sie nach etwas greifen. »Was hätte ich denn auf dem Friedhof getan haben sollen?« fragte er mit hektisch klingender Stimme.

»Einen Mord begehen.«

Er lachte. »Das hat doch mein Vater getan.«

»Auch. Aber Sie, Martin, haben in gewisser Hinsicht sein Erbe

übernommen.«

Er grinste mich frech an. »Weshalb sollte ich so etwas wohl getan haben?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich glaube aber, daß Sie es getan haben. Sie nahmen ein Messer, schlichen sich in die Leichenhalle und warfen die Klinge zielsicher. Dann flüchteten Sie und haben sich wahrscheinlich in dieser Wohnung hier versteckt. Stimmt es?«

Martin Adamic gab keine Antwort. Mit zwei gespreizten Fingern fuhr er über sein Gesicht, als wollte er dort die dünn wirkende Flauteindrücken.

»Sagen Sie nichts dazu? Kein Wort der Verteidigung?«

»Nein!«

»Dann geben Sie es zu?«

»Nichts gebe ich zu, gar nichts.« Er lief hastig durch den Raum und blieb mit dem Rücken gegen einen Schrank gelehnt stehen, als hätte er hinter den Türen etwas zu verbergen.

»Dann werde ich es Ihnen beweisen, Martin.«

»Wie denn?«

»Zunächst mit Worten. Denken Sie mal zehn Jahre zurück. An den Heiligen Abend, wo sich das schreckliche Drama unter dem Tannenbaum abspielte. Da erwürgte Ihr Vater Ihre Mutter und nahm Sie, Martin, anschließend mit. Sie kamen beide zurück, die Polizei wartete bereits, Ihr Vater wurde überwältigt, und Sie wurden zu Pflegeeltern gegeben. Dort wuchsen Sie auf. Kontakt mit Ihrem Vater hatten Sie nicht. Sie haben ihn nicht einmal während seiner Zeit im Zuchthaus besucht. Aber trotzdem hingen Sie noch zusammen. Es gibt oder gab da ein Band, das Sie festgeschweißt hatte.«

»Unsinn, Sinclair, das ist der blanke Unsinn.« Er kicherte. »Von welchem einem Band reden Sie überhaupt?«

»Vom Band des Teufels.«

»Ach.«

»Ja, es ist so, Martin. Nach dem Mord hat Ihr Vater Sie mitgenommen. Ich weiß nicht wohin, aber in der Zeit muß etwas geschehen sein, das Ihr gesamtes späteres Leben beeinflußt und auch verändert hat. Haben Sie gehört, Martin?«

»Sie sprechen laut genug.«

»Dann erklären Sie mir, was es gewesen ist.«

»Überhaupt nichts. Mein Vater und ich gingen nur spazieren. Er wollte weg. Außerdem kann ich mich nicht mehr erinnern.«

»Das glaube ich Ihnen nicht, Martin. Auch wenn Sie noch ein Kind waren. Der Anblick des Teufels ist jedoch eine bleibende Erinnerung. Interessant waren auch die Worte Ihres Vaters im Gerichtssaal. Er sprach von einem Pakt, der ewig währt. Und solche Pakte kann man nur mit der Hölle schließen. Ich kenne mich da aus.«

»Ich will, daß Sie gehen, Sinclair!«

»Gleich, aber dann begleiten Sie mich. Ich möchte von Ihnen ein Geständnis haben, Martin.«

»Nein!«

»Und ich will auch, daß der Teufel Sie nicht mehr belästigt. Haben Sie gehört?«

»Klar.«

»Also reden Sie.«

Er schaute mich an. Schweiß lief über sein Gesicht, das so naß glänzte, als hätte er sich gerade gewaschen. Sein Mund bewegte sich, als würde er an etwas kauen. In den Augen lag ein wilder Ausdruck, gleichzeitig auch düster, drohend und dunkel. Seine Hände hatte er zu Fäusten geschlossen. »Ich habe nichts getan.«

»Martin«, sagte ich mit ruhiger Stimme und erhob mich. »Vielleicht wissen Sie es selbst nicht. Sie müssen sich jetzt überwinden. Es ist besser, wenn Sie gestehen. Dann wird auch ein großer Druck von Ihnen genommen, glauben Sie mir.«

»Es gibt keinen Druck. Sie wollen nur irgendeinen Sündenbock

haben und sind auf mich gekommen.«

»So ist es nicht.«

»Doch, doch! Wo sind Ihre Beweise? Zeigen Sie mir diese, wenn Sie so sicher sind.«

»Ich werde sie beschaffen.«

»Und wann?«

»Martin. Wo haben Sie Ihr Kostüm? Als Weihnachtsmann sind Sie aufgetreten. Zeigen Sie es mir.«

Er schaute an mir vorbei. Es war ihm anzusehen, daß sich seine Gedanken mit anderen Dingen beschäftigten. Ein paarmal nickte er, als würde er mit jemandem Zwiesprache halten, dessen Stimme nur er hören konnte. Vielleicht sollte ich ihm noch Zeit geben.

»Na, wie ist es?«

Sein Nicken überraschte mich. War es als Zustimmung gemeint? Sekunden später wußte ich Bescheid, als er mir seine Antwort gab.

»Ja, ich werde Ihnen den Mantel zeigen.«

»Die Verkleidung?«

»Sicher.«

Er drehte sich wieder um und ging auf den Schrank zu. Längst lief er nicht mehr so geschmeidig wie sonst. Sein Gang wirkte steif, als müßte er sich noch zu einer gewissen Tat überwinden. Vor dem Schrank blieb er stehen, tastete ihn prüfend mit seinen Blicken ab und schloß die rechte der beiden Türen auf.

Es war ein alter Schrank. Man hatte diese glänzend lackierten Möbelstücke in den Fünfigern gehabt. Die Tür quietschte, als Adamic sie aufzog.

Ich stand eine Körperlänge von ihm entfernt und schaute zu, wie er Kleidungsstücke zur Seite räumte und nach links faßte, wo das Kostüm hängen mußte.

Dann holte er es hervor.

Ruckartig geschah dies, als wäre er ein Torero, der sein rotes Tuch

auseinanderfaltete. Ich war kein Stier, griff auch nicht an, sondern blieb stehen. Martin hatte die Arme ausgestreckt und hielt den Weihnachtsmantel ausgebreitet fest. Er schaute mich dabei an und lächelte sparsam. »Ist es nicht ein schönes Stück?«

»Kann sein.«

»Ich habe es geerbt. Mein Vater hat es mir überlassen. Ich konnte es die Zeit über haben. Jetzt werde ich es immer tragen können, denn ich habe die Nachfolge übernommen. Sie hatten recht, Mr. Sinclair, es gab da dieses Band zwischen ihm und mir.«

»Das der Teufel geknüpft hat?«

»Ja.«

»Wie war das?«

»Ich weiß es kaum noch. Aber wunderschön, glaube ich. Der Teufel hat sich gut mit meinem Vater verstanden. Er wollte ihn immer beschützen. Als Dank dafür hat Daddy mich ihm versprochen. Auch ich spürte seinen Einfluß, obwohl er mich normal aufwachsen ließ. Er war immer da. Manchmal meldete er sich sogar, um zu erklären, daß ich noch etwas warten mußte, bis die Zeit reif sei.«

»Jetzt war sie reif.«

»Ja, Daddy floh. Ich bin davon selbst überrascht worden. Er rief mich an, und sehr schnell wurde das Band zwischen uns wieder stärker. Daddy wollte sich rächen, er schaffte es nicht mehr, jemand anderer war schneller als er. Aber er hat noch mich. Ich werde dafür sorgen, daß man sein Erbe erfüllt. Das bin ich ihm einfach schuldig. Finden Sie nicht auch, Mr. Sinclair?«

Er wollte von mir eine Antwort. Ich aber schaute ihn nur an. Martin Adamic war zu bedauern. Über diesen Jungen war ein dämonischer Wahnsinn gekommen. Die Kräfte der Hölle hielten ihn voll unter Kontrolle. Er hatte sich in einen Teufelskreis begeben, aus dem er nicht mehr entfliehen konnte.

»Nein, Martin. Es ist aus. Du wirst kein dämonisches Erbe mehr

erfüllen. Auf dieser Welt ist für den Teufel kein Platz.«

»Das denkst du!« schrie er mich an. »Ich weiß es anders. Der Teufel ist auf dieser Welt. Sie gehört ihm. Er wird sie bald regieren, und dann bin ich ganz oben. Das hat mir mein Vater auch immer wieder gesagt.« Er lachte. »Ich muß weitere Aufgaben erfüllen. Sie müssen alle sterben. Der Richter, die Schöffen, die Staatsanwälte, zwei waren es sogar, und auch der Anwalt, der nichts getan hat...« Er holte tief Luft. »Ich wußte immer, was Daddy vorhatte.«

Ich hatte ihn reden lassen. Es hätte nichts gebracht, ihn jetzt noch zu unterbrechen. Er war bei seinen Worten zwar der gleiche geblieben, dennoch hatte ich den Eindruck einer Veränderung bei ihm. In seinem Gesicht spannte sich nicht nur die Haut, sie wurde sogar noch dünner, fast so dünn, daß man sie schon als durchsichtig bezeichnen konnte. Darunter sah ich etwas!

Knochen...?

Genau konnte ich es nicht erkennen, aber ich nickte ihm zu und sprach ihn auch nicht darauf an. »Bitte, Martin, laß uns jetzt gemeinsam gehen. Gib mir den Mantel, oder lege ihn weg!«

Er stierte mich an. »Sie wollen ihn haben?« fragte er leise. »Sie wollen ihn tatsächlich haben?«

»Wenn du willst.«

Er lächelte. Dabei verschob sich die Haut auf seinem Gesicht, die anderen Knochen traten deutlicher hervor, so daß ich eine Skelettfratz darunter erkannte.

Hatte Asmodis auf diese Art und Weise sein Zeichen gesetzt? Meine Gedanken wurden abgelenkt, ich konnte mich nicht mehr so auf Martin konzentrieren, wie es hätte sein müssen, und diese Gelegenheit nutzte er eiskalt aus.

Plötzlich flog mir der Mantel entgegen.

Ich reagierte viel zu spät. Er war sehr weit geschnitten, nahm die gesamte Sicht auf Martin, und einen Augenblick später umhüllte er

mich wie ein Tuch.

Der Mantel war so raffiniert auf mich gefallen, daß ich Mühe hatte, ihn wieder abzustreifen. Zudem rechnete ich mit einer Flucht des Jungen, das tat er nicht.

Während ich noch damit beschäftigt war, den Mantel zur Seite zu schleudern, erwischte es mich zweimal, und beide Male voll. Womit er zugeschlagen hatte, war mir unklar. Der Hieb donnerte gegen meinen Kopf und ließ Sterne vor meinen Augen aufblitzen und gleichzeitig meine Knie weich werden.

Ich sackte dem Boden entgegen und fiel praktisch in den zweiten Treffer hinein.

Irgendwo zwischen Hals, Ohr und Schulter wurde ich getroffen. Daß ich auf den Boden fiel, merkte ich nicht mehr. Da hatte mich die Bewußtlosigkeit bereits überschwemmt. Und der Mantel des Weihnachtsmannes deckte mich zu wie ein rotes Leichentuch...

Martin Adamic drückte seinen Körper zurück und breitete beide Arme aus. Über sein Gesicht hatte sich ein dämonisches Strahlen gelegt. Es war ihm der große Sieg gelungen. Sein Feind, dieser verfluchte Bulle, lag endlich vor seinen Füßen und rührte sich nicht mehr.

»Vater!« rief er laut in den Raum hinein. »Vater, ich habe gewonnen. Wo immer du auch jetzt bist, du kannst sehr stolz auf mich sein. Ich habe gesiegt. Du hast es vorausgesehen. Es ist einfach wunderbar. Ich bin der Sieger gewesen! Ist das nicht toll?«

Er bekam keine Antwort und schaute statt dessen auf den Aschenbecher in seiner rechten Hand. Damit hatte er zugeschlagen. Wie leicht man doch diese Bullen überraschen konnte.

Sinclair lag vor ihm. Noch verdeckte ihn der Mantel, aber Martin bückte sich und zog ihn hoch. Er schleuderte ihn nicht zur Seite. Gelassen und mit dem Ausdruck des Triumphs auf dem Gesicht

striefte er ihn über.

»So, Vater«, flüsterte er. »Jetzt bin ich du! Ich habe deine Aufgabe übernommen. Ich werde dafür sorgen, daß es ein mörderisches Weihnachtsfest wird. Zuerst töte ich den Bullen, dann hole ich mir die anderen. Der Teufel steht auf meiner Seite. Er hat sich für mich entschieden. Ich spüre ihn in mir. Da ist eine zweite Person, die immer stärker wird. Ich möchte dir danken.«

Martin bekam zwar keine Antwort, er war trotzdem zufrieden, wie sein Gesichtsausdruck zeigte.

Sinclair lag auf dem Bauch. Adamic bückte sich, packte zu und rollte ihn mühsam herum, so daß er auf dem Rücken zu liegen kam. Adamic schaute in das Gesicht des Polizisten.

Die Züge waren erschlafft. Dicht unterhalb des Haaransatzes wuchs allmählich eine kleine Beule. Da hatte ihn der erste Schlag erwischt. Am Hals war nichts zu erkennen.

Sein Plan stand längst fest, und er sorgte dafür, daß er auch in die Tat umgesetzt wurde.

In der Nähe stand eine kleine Kommode, die auch Schubladen an ihrer Vorderseite besaß. Die unterste Schublade mußte er aufziehen, um das zu finden, wonach er suchte.

Es war Draht. Sehr dünn, mit einer Isolierschicht versehen, aber auch sehr haltbar, wenn man ihn um die Gelenke eines Menschen wickelte. Und das tat Martin Adamic. Er ließ sich sogar Zeit damit, nahm Sinclair noch die Beretta ab, steckte sie ein und drehte den Draht um die Hand-sowie auch um die Fußgelenke.

Zufrieden betrachtete er sein Werk, prüfte noch einmal nach, nickte auch zufrieden, bückte sich und packte den Bewußtlosen. Der Teufel selbst mußte ihm die Kraft gegeben haben. Er hätte es sonst nicht geschafft, diesen schweren Mann auf so einfache Art und Weise in die Höhe zu hieven.

Wie der Weihnachtsmann den Sack mit Geschenken über die

Schulter legte, so schleuderte er den bewußtlosen Polizisten in die Höhe und hielt ihn mit dem linken Arm fest. Das Gewicht des Mannes lag gut auf seiner Schulter verteilt.

Jetzt konnte Adamic nur noch hoffen, daß ihn niemand sah, wenn er den Mann wegschaffte.

Er hatte Glück und erreichte unangefochten den hinteren Hof, wo auch sein Auto stand.

»Mörderische Weihnachten, Mr. Sinclair!« flüsterte er und freute sich tatsächlich wie ein kleines Kind auf das Fest...

Mir ging es verdammt mies!

Auf eine genaue Beschreibung des Zustandes möchte ich verzichten, das habe ich schon oft genug getan, aber ich kam mir vor wie jemand, dessen Kopf man gleichzeitig verlängert und verbreitert hatte. Wo ich genau lag, war nicht festzustellen, aber die Unterlage war zumindest weich. Man hatte mir die Beine an den Körper gedrückt und auch geknickt, damit ich auf der Sitzbank des fahrenden Autos den nötigen Platz hatte.

Genau, ich lag in einem Wagen!

Und war gefesselt!

Nicht nur an den Händen spürte ich den Druck, auch an den Fußgelenken. Wer immer mich gefesselt hatte, er hatte es sehr gründlich getan. Da kam ich aus eigener Kraft nicht so leicht frei. Wohin wir fuhren, war mir unklar. Es war aber nicht zu dunkel, obwohl wir durch Eondons Straßen rollten. Hin und wieder huschte Lichtschein durch das Fahrzeug. Mal hell, mal dunkler, dann wieder farbig und auch gleichzeitig verwaschen.

Es kam mir vor wie eine gespensterhafte Fahrt, als wollte mir der Mann am Steuer noch einmal London zeigen, bevor ich starb. Ich lag gekrümmt auf dem Rücken und blickte durch die Seitenscheiben. Von manchen Hausfronten grüßten riesige Weihnachtsmänner und ebenso

große Tannenbäume aus Lichtern.

London in der Vorweihnachtszeit sollte zu meinem Grab werden. Eigentlich wollte ich es nicht, aber ich stöhnte auf, als ich eine etwas zu hastige Kopfbewegung machte.

Das hatte der Fahrer gehört. Er drehte nicht den Kopf, als er mich ansprach und sagte nur: »Wieder wach, Bulle?«

»Sieht so aus.«

»Wie schön. Dann kannst du die Fahrt ja genießen. Bevor du stirbst, wollte ich dir noch einen Gefallen tun. Wer bekommt denn schon die Chance, auf seiner letzten Reise durch das weihnachtliche London gefahren zu werden. Doch wohl niemand, oder?«

»Ich hätte auch darauf verzichten können«, erwiderte ich leise.

Adamic lachte nur. »Das glaube ich. Hier wird nach meinen Regeln gespielt. Ich werde auch für Stimmung sorgen. Auf deiner letzten Fahrt soll dich Musik begleiten.«

Ich hörte, wie er eine Kassette in den Recorder schob. Kurz danach schon hörte ich das Lied.

»I'm dreaming of a white Christmas...« Bing Crosby sang das Lied mit einem nicht zu übertreffenden Schmalz in der Stimme, und Adamic freute sich kindisch.

Er sumnte die Melodie mit, während ich trotz meiner Kopfschmerzen versuchte, mich von den verdammten Drahtfesseln zu befreien. Adamic war noch human gewesen, er hatte keine blanken Drähte genommen, die manchmal tief wie Messer in die Haut schneiden konnten. Ich hatte meine Beine in den Schacht zwischen Vorder-und Rücksitz sinken lassen. Dort bewegte ich sie, das heißt, ich versuchte es, aber Adamic hatte den Draht so raffiniert um meine Fußgelenke gedreht, daß mir kaum eine Chance blieb.

Vielleicht bei den Händen.

Er hatte sie mir auf dem Rücken gefesselt. Ich lag praktisch mit meinem Körpergewicht auf ihnen und drehte mich erst einmal so, daß

ich auf der Seite zu liegen kam.

Das ging besser.

Meine Handgelenke waren wesentlich beweglicher als die der Füße. Ich versuchte alles, konnte sie auch drehen, aber ich bekam kein Drahtende zu fassen.

Ich zerrte und zog. Ein wenig mehr Spielraum bekam ich schon, nur reichte der nicht aus, um mich zu befreien.

Und noch etwas veränderte sich oder hatte sich unbemerkt von mir verändert.

Wir rollten nicht mehr durch den von Weihnachtsreklame erhellten Teil der Riesenstadt, sondern durch ein Viertel, in dem die Dunkelheit vorherrschte und nur vom Schein weniger Laternen durchbrochen wurde.

Befand sich hier unser Ziel? Es war anzunehmen. Je weniger Menschen und je einsamer die Umgebung, um so geringer war die Gefahr einer Entdeckung.

Die Kassette lief weiter. Martin Adamic hatte eine große Palette von Weihnachtsliedern aufgenommen. Auch Songs, die ich nicht kannte, waren dabei.

Ich arbeitete weiter an meinen Fesseln. Unermüdlich kämpfte ich gegen diesen verdammten Draht, den ich bog, dehnte, aber nicht so locker bekam, als daß ich die Hände hätte herausziehen können. Dann riß Adamic den Wagen in eine Linkskurve. Sehr überraschend für mich. Ich verlor das Gleichgewicht, rollte vor und landete zwischen den Sitzen, was dem Fahrer ein leises Lachen entlockte und auch einen spöttischen Kommentar.

»Hast du dir weh getan?«

Und ob. Durch meinen Schädel zuckten Blitze, als wollten sie ihn vierteilen. Martin raste weiter.

Er hatte sehr gute Laune bekommen. Da ich keine Weihnachtslieder mehr hörte, mußte ich mich auf sein Pfeifen konzentrieren. Es schien

ihm eine diebische Freude zu bereiten, mich bald tot zu sehen. Ich erholte mich nur mühsam. Die Stiche in meinem Schädel ebten allmählich ab. Durch den offenen Mund holte ich Luft. Manchmal wallten auch Schatten vor meinen Augen, die sich in Kreisel verwandelten, welche meinen Kopf umschlossen. Mühsam drehte ich mich auf dem Boden zur Seite. Die Matten stanken erbärmlich. Ich hätte fast noch hineingebissen.

Das Pflaster wurde leider nicht besser. Es besaß Löcher und Risse. Durch jede Unebenheit schaukelte der Wagen hindurch. Nicht immer konnte ich dies ausgleichen.

Wieder lenkte Martin den Wagen in eine Kurve. Diesmal rechts herum. Ich hatte die Knie ein wenig anziehen und mich abstützen können. So war der Ausgleich einigermaßen geschaffen.

Bis zum plötzlichen Ruck, der entstand, als Adamic hart abbremste. Das Fahrzeug neigte sich mit seiner Kühlerschnauze noch für einen Moment nach vorn, wippte wieder zurück und blieb ruhig.

Martin rührte sich nicht. Er hockte auf seinem Sitz und sagte: »Zu Ende, Sinclair! Die Fahrt ist zu Ende. Wir sind am Ziel!«

Ich unterdrückte eine Antwort, hörte aber, wie die Tür geöffnet wurde und der Mann ausstieg.

Er ging um den Wagen herum. Seine Schritte waren schlurfend. Hinter mir zog er die Tür auf, so daß kühle Luft gegen mein Gesicht fächerte. Sie brachte auch einen bestimmten Geruch mit, den ich einigermaßen gut kannte.

Hafengeruch...

Nach Öl, nach brakigem Wasser roch es und auch nach irgendwelchen Rauchabgasen, die ungereinigt aus den hohen Schornsteinen drangen. Acht Finger und zwei Daumen krallten sich in meinem Haar fest.

»Ich schaffe dich jetzt dorthin, Bulle, wo du hinwolltest!«

Er machte es hart und rücksichtslos. Ich flog auf das Pflaster, schlug

aber nicht mit dem Kopf auf, weil mich der Mann festhielt. »Jetzt schleife ich dich zu ihm!« versprach er flüsternd. »Das wirst du schon erleben. Du kannst ihn ja kennenlernen, du...«

Ich hörte einen Fluch, dann legte er mich zu Boden. Fast in eine Pfütze hinein, jedenfalls nicht weit davon entfernt. Ich sah die Oberfläche ölig schimmern.

Der Boden war noch regennaß. Die Feuchtigkeit saugte sich schnell in der Kleidung fest. Ich rechnete damit, daß mich Adamic weiterschleifen würde, das tat er nicht. Statt dessen rannte er weg, und ich hörte einen seiner hämmernden Schritte.

War es eine Flucht? Bei ihm kaum vorstellbar. Vielleicht mußte er noch Vorbereitungen treffen.

Da er mir Zeit gelassen hatte, arbeitete ich wieder an den Fesseln. Die Füße interessierten mich auch jetzt nicht. Ich bog und verdrehte die Hände, aber der Draht blieb. Auch wenn ich die Finger so lang wie möglich über die Handflächen hinweg nach innen drückte, ich bekam die beiden Drahtenden nicht zu fassen.

Daher ließ ich diese Bemühungen bleiben und kümmerte mich um etwas anderes. Mit einem heftigen Ruck gelang es mir, mich aufzurichten. Der Körper schwang hoch, ich blieb auch sitzen und schaute mich um, nachdem das Hämmern in meinem Kopf etwas nachgelassen hatte. Wo man mich genau hingeschleppt hatte, wußte ich auch nicht. Licht gab es kaum, meine Augen aber hatten sich inzwischen an die Dunkelheit gewöhnt.

Ich mußte in einem Hof liegen, soviel stand fest. Sehr schwach erkannte ich die hohen Schatten, die ich mir gut als Brandmauern vorstellen konnte.

Eine Einfahrt entdeckte ich ebenfalls. Im rechten Winkel dazu stand ein barackenähnliches, flaches Gebäude.

Aus ihm lief Martin Admic. Er hatte seinen Weihnachtsmann-Mantel nicht geschlossen, so daß dessen Schöße beim Lauf nicht nur

hoch-, sondern auch noch hinter ihn geweht wurden. Seine Schritte hämmerten auf den Asphalt, so daß deren Echos zwischen den Mauern wetterten. Neben mir blieb er stehen, beugte seinen Rücken durch und atmete schwer. Vom Laufen allein konnte diese Kurzatmigkeit nicht stammen, er mußte irgendeine Arbeit verrichtet haben.

»Es ist soweit«, sagte er mit schwerer Stimme, ging weiter und blieb vor meinen Füßen stehen. »Es ist wirklich soweit. Jetzt wirst du die Hölle erleben.«

»Wie schön.«

Seine Augen hatten einen dunklen Glanz bekommen. »Hast du keine Angst vorder Hölle oder dem Teufel?«

»Nein.«

»Wieso nicht?«

»Weil ich den Teufel kenne, ich habe ihm schon einige Male gegenübergestanden und bin ihm immer wieder entwischt. Du siehst ja, daß ich noch lebe.«

»Aber nicht mehr lange, denn diesmal habe ich dich. Damals hat mir mein Vater den richtigen Weg gezeigt, ich hatte es nur nicht richtig verstanden. Heute aber ist das anders, viel anders. Ich fühle das Band. Es wird immer stärker. Mein Vater lebt nicht mehr, aber das Band konnte nicht reißen. Nein es ist einfach da, es wird niemals reißen, denn ich habe ihn gesehen...«

»Den Teufel?«

»Ja.«

»Wo denn?«

Martin duckte sich und streckte einen Arm aus. Er deutete auf die Baracke! »Dort!« flüsterte er er. »Dort lebt er, und es hat sich in den letzten zehn Jahren noch nichts verändert. Es ist alle so geblieben wie früher, als mich mein Vater hingeführt hat und ich den Teufel umarmen durfte. Ich begriff es leider nicht, ich hatte Angst. Jetzt aber

weiß ich, welche Chance mir gegeben wurde.«

Allmählich sah ich klarer. Zwar war es nur eine Vermutung, aber ich wollte den Beweis bekommen. Darauf zielte auch meine Frage. »Bist du mit deinem Vater nach der Tat hierhergekommen?«

»Das bin ich.«

»Und hier hat er dir den Satan gezeigt?«

»Ja, er weihte mich ihm!«

»Willst du, daß ich ihm auch geweiht werde?«

Heftig schüttelte er den Kopf. »Auf keinen Fall, Sinclair, auf keinen Fall. Mit dir mache ich kurzen Prozeß. Ich werde dich in seinem Namen töten. Fliermit.« Er griff unter seinen Mantel und holte etwas Langes, Glänzendes hervor. Es war das Mordmesser!

Großer Himmel, war das eine Klinge. Es hatte tatsächlich Ähnlichkeit mit der Waffe, die auch Norman Bates in seinem Psycho-Filmen benutzte. Ich schaute auf den schmalen Rücken, doch als er die Klinge drehte und ich die breite Seite ansah, hatte ich den Eindruck, eine gleißende Sonne würde aufgehen.

Er bückte sich.

Ich bekam plötzlich Angst, weil das Messer in meine Nähe geriet. Er stieß nicht zu, statt dessen fragte er: »Hast du Angst, Sinclair? Hast du schon mal gespürt, wie es ist, wenn dich eine solche Klinge berührt oder in dein Fleisch eindringt?«

»Nein.«

»Aber Angst hast du?«

»Jeder Mensch hat Angst.«

»Das ist schön.« Er ließ sich auf die Knie fallen und starrte mich über die Messerklinge hinweg an, als wollte er mich sezieren. Dann senkte er die Klinge. Zwei Herzschläge später berührte sie meinen Hals.

Sie war kalt, so kalt, daß sich die Haut an der Vorder-und Rückseite des Halses zusammenzog. Auch im Innern wurde meine

Kehle eng. Ich konnte mich auch nicht wehren. Hätte ich meine Knie angezogen und sie dann hochgerammt, hätte er sicherlich zugestoßen. So ließ er die Klinge liegen. »Ein teuflisches Gefühl, nicht wahr?« Als ich nicht antwortete, sprach er weiter. »Ich brauche sie nur zu kippen, dann bist du hin.«

Sein Gesicht hatte sich verändert. Es glänzte wie im Fieber. Selbst in der Dunkelheit erkannte ich die hektischen Flecken, die auf seinen Wangen tanzten.

Aus seinem spaltbreit geöffneten Mund strömte der säuerliche Atem hervor. Er widerte mich an.

Und das Gesicht des jungen Mannes veränderte sich. Die Haut, sowieso schon dünn, wurde noch durchscheinender, so daß ich das Gerippe sehen konnte.

Martin Adamic hatte etwas bemerkt, denn er fragte: »Nun, hast du das Zeichen gesehen?«

»Den zweiten Schädel?«

»So ist es.«

»Was hat er zu bedeuten?«

Während seiner Antwort blieb die flache Seite des Messers auch weiterhin an meiner Kehle liegen. »Es ist sein Zeichen, das Zeichen des Teufels, das seit meiner Kindheit in mir steckte. Wer es sah, der wußte Bescheid. Ich habe ihm damit gezeigt, wie nah der Tod bereits ist. Jeder, der mich einmal so gesehen hat, konnte einfach nicht überleben. Wenig später war er tot. Und so wird es auch dir ergehen, Sinclair!«

Im nächsten Augenblick nahm er das Messer wieder weg und stand mit einem Ruck auf. Er starrte mich an, ließ die Klinge wieder verschwinden, schaute zur Baracke hin und gab einen flüsternden Fluch von sich. Dann sah er zum Wagen. Wahrscheinlich überlegte er, ob er mich zur Baracke schleppen oder fahren sollte.

Er entschied sich anders. »Du hast so oder so keine Chance«, sagte

er. Martin bückte sich und begann damit, meine Fußfesseln zu lösen. Ich dachte schon an einen Traum, es stimmte tatsächlich. Er brauchte nicht einmal lange, um den Draht aufzuknoten. Dann schleuderte er ihn einfach davon, umfaßte mich und riß mich auf die Füße. Ich war geschwächt, konnte das Gleichgewicht nicht halten und wäre gefallen, wenn er mich nicht abgestützt hätte.

Adamic war fast so groß wie ich. Von der Seite her starrte er mich an.

»Du wirst die letzten Schritte allein gehen, Sinclair. Die bis zu deinem Tod. Und hüte dich vor einer falschen Bewegung. Deine Hände bleiben gefesselt, und die Schußwaffe habe ich dir abgenommen. Haben wir uns verstanden?«

»Alles klar.«

»Dann ist es gut.« Er stieß mir in den Rücken. Ich mußte schnell laufen, sonst wäre ich noch gefallen. Mit viel Mühe konnte ich mich halten. Die letzte Strecke.

Ich mußte schief grinsen. Wie weit war es noch bis zu meinem Grab!

Zwanzig Yards, dreißig... Ich ging einfach...

Adamic blieb hinter mir, fest entschlossen, das Erbe seines Vaters weiterzuführen. Sein hechelnder Atem begleitete mich. Manchmal murmelte er Sätze, in denen sich das Wort Satan des öfteren wiederholte. Auch schüttelte er sich, als hätte man Wasser über ihn gekippt.

Die Hälfte der Strecke hatten wir bereits hinter uns, als es geschah. Nicht Adamic drehte durch, ein anderer Vorgang wurde von uns beiden gleichzeitig wahrgenommen.

Wir hörten ein knatterndes Geräusch, das plötzlich zu einem wahren Donnern aufbrüllte, und einen Augenblick später durchstach ein breiter Lichtstrahl die Finsternis des Fabrikgevierts.

Der Kegel erfaßte uns, und Martin Adamic geriet in Panik. Mit

einer blitzschnellen Bewegung zog er das Messer und stach schräg auf mich ein...

Die Klinge hätte mir bestimmt die gesamte linke Körperseite aufgeschlitzt, doch ich war um den berühmten Tick schneller. Mein Gewicht verlagerte ich auf das rechte Bein, das andere riß ich hoch und rammte es zur Seite.

Bevor die Klinge auf mich niederrasen konnte, wurde Martin Adamic erwischt.

Ich sah ihn noch fallen und gleichzeitig wild mit dem Messer in der Luft herumfuchteln, dann landete auch ich auf dem Rücken, und es tat verdammt weh.

Das Donnern schwoll zu einem wahren Orkan an. Auspuffgase wehten über mein Gesicht, dann schrammten Reifen über den Belag und quietschten wie Mäuse, die gejagt wurden.

Der Lichtkegel zeigte an mir vorbei. Dafür sah ich neben mir den Schatten eines Motorrads und auch die Gestalt, die sich von der Maschine schwang, sie aufbockte und neben mir niederfiel.

»John, verdammt!«

»Suko!« Ich wollte es kaum glauben. »Wo kommst du denn her?«

»Später. Nur soviel. Dich kann man nicht allein lassen, wenn du so komisch reagierst.«

Während seiner Worte hatte er mich auf die Seite gedreht und machte sich an meinen Handfesseln zu schaffen. Trotz meiner wahnsinnigen Kopfschmerzen gab ich dem Inspektor einen stichwortartigen Bericht.

»Es war Martin.« Suko drehte das letzte Drahtende auf. »Das hatte ich mir gedacht.«

Endlich konnte ich meine Hände wieder frei bewegen und richtete mich auf. »Wir müssen ihn kriegen. Er ist bewaffnet.«

»Womit?«

»Meine Beretta.«

»Soll ich dir meine geben?«

»Nein.« Ich stand schon und hielt mich am Sattel der aufgebockten Maschine fest.

Mein Blick glitt dabei über den Hof. Suko schaute in die andere Richtung. Wir gingen beide davon aus, daß Adamic das Gelände nicht verlassen hatte. An oder in irgendeiner dunklen Stelle mußte er sich versteckt halten, wahrscheinlich im Schatten der Mauer, wo die Düsternis schwarz wie Watte war.

Dann hörten wir den Motor seines Wagens. Auch Scheinwerferlanzen stachen durch die Finsternis.

Er wollte fliehen — oder?

Nein, Adamic hatte es sich anders überlegt. Mit dem Teufel als Rückendeckung jagte er auf uns zu. Und er setzte dabei alles auf eine Karte. Martin fuhr nicht nur, er schoß auch.

Die rechte Seitenscheibe des Vorderfensters hatte er nach unten gekurbelt. Das Lenkrad hielt er mit nur einer Hand fest, die andere und seinen Unterarm hatte er auf den Fensterholm gelegt, um besser feuern zu können.

Das Mündungslicht sahen wir nicht. Es war auch schwer, ein Ziel zu erwischen, aber wir wollten auch nicht von einer eher zufälligen Kugel erwischt werden.

In verschiedene Richtungen rannten wir weg. Ich hatte dabei große Schwierigkeiten. Jeder Tritt und Schritt hallte schmerzend in meinem Schädel nach.

Auf dem Hof gab es keine Deckung, hinter die wir uns hätten werfen können, aber wir waren zum Glück außerhalb des Scheinwerferlichts gelaufen.

Ich stolperte mehr als daß ich lief, aber ich wollte sehen, wohin der Wagen raste, deshalb drehte ich den Kopf.

Es war genau der richtige Moment. Zwar ging alles rasend schnell, dennoch bekam ich das Geschehen voll und ganz mit. Martin Adamic

hatte die Richtung nicht geändert. Er fuhr geradeaus und konzentrierte sich sehr auf das Schießen, weil er irgendeinen von uns erwischen mußte.

Dabei achtete er nicht auf Hindernisse. Deckung gab es keine für uns, aber auf dem Hof stand Sukos Feuerstuhl.

Den ramnte Adamic voll!

Es war wie in einem Action-Film. Noch bevor die beiden Scheinwerfer zu Bruch gingen, sah ich in ihrem blassen Totenlicht, wie die Maschine nach dem Zusammenprall in die Flöhe gewuchtet wurde, wieder zurückfiel und sich teilweise unter die Stoßstange des alten Fahrzeugs schob, so daß sie von dem Auto über den Boden geschleift wurde. Funken sprühten, der Wagen drehte sich. Dadurch kam die Maschine los und rutschte davon, und wie von Geisterhänden geführt, sprang plötzlich die Motorhaube auf, so daß der Fahrer nichts sehen konnte. Er bremste auch.

Wieder jaulten die Reifen, er verlor Profil und ließ sich gleichzeitig aus dem Wagen fallen.

Die Geschwindigkeit war nicht sehr groß gewesen, trotzdem überrollte sich der Mann in seiner ungewöhnlichen Kleidung, sprang wieder hoch und rannte davon.

Diesmal hatte er sich die Baracke als Ziel ausgesucht, wo alles begonnen hatte.

Er war einfach zu nahe dran, als daß wir ihn vor dem Eingang hatten einholen können. Suko und ich kamen aus verschiedenen Richtungen und trafen erst zusammen, als wir dicht vor dem Eingang stehenblieben.

»Jetzt entwischt er uns nicht mehr!« keuchte ich und preßte meine Hände gegen die Stirn, hinter der Schmerzen tobten.

Suko schaute mich besorgt an. »Willst du nicht draußen bleiben?«

»Nein!«

»Dann komm...«

Aus seinen Augen stürzten die Tränen wie Bach wasser und rannen über das Gesicht. Sie vermengten und vermischten sich mit dem Schweiß, der ebenfalls als klebrige Schicht auf der Haut lag. Sein Herz pumpte, und er glaubte sogar das Knirschen seiner Knochen zu spüren. Hatte ihn der Satan im Stich gelassen? Nein und abermals nein! Der Teufel ließ keinen seiner Diener im Stich, auch wenn es manchmal so schien. Er war etwas Besonderes. Wer sich ihm verschrieb, hatte ausgesorgt.

»Satan!« keuchte Martin. »Satan, hilf mir!« Er hetzte auf die Baracke zu, auch wenn ihn das rechte Knie schmerzte, das er sich beim Fall aus dem Wagen aufgeschlagen hatte.

Nur nicht an solche Kleinigkeiten denken. Gleich würde alles anders werden. Es war noch genauso wie früher. Er hatte die Klappe gefunden und innerhalb des breiten Schacht-Vierecks die Statue des Teufels gesehen. Um keinen Deut hatte sie sich verändert. Der dunkle Körper, die rötlichen Augen, die Ausstrahlung, die ihn wie ein Hauch getroffen hatte, all das erinnerte ihn an früher, und es war schön. An die beiden Verfolger dachte er nicht mehr. Sollten sie nur kommen, der Teufel würde ihnen einen würdigen Empfang bereiten. Er stolperte keuchend in die Baracke. Licht brauchte er nicht. Er fand sich auch zwischen den grauen Schatten zurecht und sah einen wesentlich dunkleren, der sich am Boden abzeichnete.

Das war der Schacht!

Mit wenigen Schritten hatte er den Rand erreicht, schaute hinab, entdeckte die leuchtenden Augen, die für ihn ein höllischer Willkommensgruß waren. Die Leiter nahm er nicht. Er sprang in die Tiefe. Sein Mantel flatterte dabei auf wie ein Fallschirm. Mit beiden Füßen berührte er den Untergrund gleichzeitig, aber er hatte nicht mehr an den schmierigen Belag gedacht, der in den letzten zehn Jahren eher noch zugenommen hatte. Deshalb rutschte ihm ein Fuß

plötzlich weg. Im Knie durchtoste ihn ein Schmerz. Er stöhnte vor Wut auf, drehte sich herum und hatte Mühe, auf die Beine zu kommen.

Als er endlich stand, konnte er mit dem rechten Bein kaum auftreten. Noch immer rannen Tränen aus seinen Augen. Die leergeschossene Waffe hatte er fortgeschleudert. Statt dessen zog er sein Messer, steckte es zwischen seine Zähne, weil er beide Arme freihaben wollte, und umarmte die Statue. Ein irrer Glanz lag in seinen Augen. Der Atem pffte über den Stahl der Klinge, und Martin hielt seine Arme ausgestreckt.

»Komm, Satan!« flüsterte er undeutlich. »Gib mir die Kraft!«

Er fiel gegen die Statue.

Wie schon vor zehn Jahren umarmte er sie heftig. Nur tat er es heute freiwillig, und er spürte es wie damals.

Diese warmen Wellen, die durch seinen Körper tosten, waren etwas Wunderbares. Ein Strom der Kraft, in der Hölle entstanden, durch die Statue weitergeleitet und als Ziel in seinen Körper hineingleitend. Das war einmalig.

So blieb er stehen, schluchzte, weinte, preßte seine Wange gegen die Fratze des Teufels und schaute direkt in die roten, fast brutalen Augen hinein.

Er nahm die Klinge aus dem Mund. »Bitte!« keuchte er. »Bitte, gib mir die Kraft...«

Die Klinge blieb zwischen seinem Körper und der Gestalt des Teufels hängen. Sie standen Brust an Brust, Martin wollte stark werden. So stark, daß er alles vernichten konnte. Der Strom durchzuckte ihn. Er hörte einfach nicht auf, er war warm, beinahe heiß, und er linderte die Schmerzen.

Neue Kraft durchströmte ihn. Ein herrliches Gefühl. Er war auf einmal groß und stark.

»Jaaa...,« drang es keuchend und langgezogen aus seiner Kehle.

»Ja, das ist gut. Das ist wunderbar...« Er faßte nach seinem Messer, drehte sich um — und schaute in das Licht unserer Lampen.

Suko und ich standen am Rand der Grube und hatten alles beobachtet!

Jetzt war uns auch klargeworden, woher dieser junge Mann seine teuflische Kraft schöpfte. Er entnahm sie der Statue, die sie ihm gab wie eine Quelle das Wasser.

Im Schnittpunkt unserer beiden Lampenstrahlen stand Martin Adamic und drehte sich um.

Der Teufel hatte ihm Kraft gegeben, das erkannten wir an seinen Bewegungen. Sie waren glatt, sicher und geschmeidig. Längst nicht mehr so torkelnd und unbeholfen.

Und wir sahen sein Gesicht!

Die Haut war fast völlig verschwunden. Dafür hatte sich der Totenschädel deutlicher hervorgeschoben. Er leuchtete wie ein knöcherner Mond, und in seinen leeren Augenhöhlen nistete das kalte Grauen.

In der rechten Hand hielt Martin das Messer. Sehr lang und breit war die Klinge, viel wuchtiger als bei einem gewöhnlichen Messer. Sie strahlte ab, so wie ich es schon einmal erlebt hatte. Aus den Nasenlöchern des jungen Mannes drang der gelbliche Qualm in fingerdicken Fäden und verteilte sich über der Oberlippe.

Halb Teufel — halb Mensch. Gleichzeitig auch der Bote des Todes, dokumentiert durch den Schädel.

So kam er näher, und er hatte keine Angst vor uns. Er schlich durch die Grube, den Kopf vorgebeugt, als würde er in alle vier Ecken wittern wollen.

»Überläßt du ihn mir?« fragte Suko leise.

Er bekam von mir die richtige Antwort. Bevor er noch handeln konnte, war ich schon gesprungen. Ich landete glatt, rutschte aber

ebenfalls weg, doch ich konnte mich fangen.

»Verdammt, John, du bist verrückt!«

»Vielleicht, aber ich will ihn haben!«

Wir standen uns gegenüber. Adamic grinste breit, und auch der Schädel hinter seiner Haut zeigte dieses Grinsen. »Bist du gekommen, um dir den Tod zu holen?« fragte er.

»Nein, ich will sie zerstören!«

Er drehte blitzschnell den Kopf und schaute dann ebenso schnell wieder nach vorn. »Den Teufel?« keuchte er. »Ha, das schaffst du nicht. Das schafft niemand, glaub mir. Ich weiß es. Ich habe seine Kraft gespürt. Ich bin schwach gegen ihn. Er ist der Mächtigere, er ist der Meister. Er wird dir beweisen...«

»Weg mit dem Messer!«

Er schaute auf die Klinge, während ich meine Hand hob und das Kreuz hervorholte.

Martin Adamic wurde erst aufmerksam, als ich die Kette über den Kopf streifte, dann aber weiteten sich seine Augen in panischem Schrecken, und er fragte: »Verdammt, was hast du da? Was hast du da in der Hand, du Verfluchter?«

»Kennst du es nicht?«

Er wich zurück. Erst einen Schritt, dann den zweiten, auch den dritten und vierten. Es war Schluß.

Mit dem Rücken stieß er gegen die Teufelsstatue und erschrak, als hätte er etwas Böses getan. Ich ging ihm nach.

Das Kreuz hielt ich so, daß er es einfach sehen mußte. Einen matten Glanz gab es ab, der sich mit dem Licht der Lampe vereinigte, da Suko nach wie vor in die Grube leuchtete.

Martin Adamic hatte Angst.

Er duckte sich, kniete dann und vergrub das Gesicht in der linken Hand. Der Ärmel des weiten Mantels fiel noch über sein Kinn. Ich hörte ihn sprechen, und es war mir, als würde er mit jemandem

Zwiesprache halten.

Das konnte nur der Teufel sein!

»John, paß auf, daß nicht noch etwas passiert. Hol ihn her. Ich habe das Gefühl...«

Es passierte etwas. Zwar befand ich mich nur mehr eine Armlänge von Martin entfernt, aber ich konnte nicht mehr rechtzeitig genug eingreifen. Aus der knienden Haltung warf er sich vor und drehte gleichzeitig die rechte Hand so, daß die Messerklinge in die Höhe zeigte. Martin fiel hinein.

Eine Chance hatte er nicht.

Er stand vor unseren Augen, und wir sahen gleichzeitig zu, wie die Statue zerfiel.

Ihre Kraft war mit dem Tod des jungen Mannes gebrochen worden!

Suko half mir aus der Grube. Mir zitterten die Knie, und ich bedankte mich bei ihm, daß er mich nicht zurückgehalten hatte.

»Warum? Du hattest irgendwie ein Recht darauf.«

»Ja, vielleicht.«

»Und jetzt?«

»Fühle ich mich sauelend. Diese Sache ist mir mehr an die Nieren gegangen, als es den Anschein hatte.«

»Irrtum!« widersprach mein Freund. »Ich habe gesehen, was mit dir los war, daß dich etwas quälte, da mußte ich dich einfach im Auge behalten. Ich bin dir gefolgt. Es war auch gut, würde ich sagen. Wer weiß, was sonst noch geschehen wäre.«

»Ja, er hätte mich vielleicht erwischt.«

Wir standen wieder auf dem Hof. Ich schaute auf den Haufen Blech, Metall und Gummi, der einmal ein Motorrad gewesen war. »Ist das eine neue Maschine gewesen?«

»Nein, ich lieh sie mir aus. Aber wie ich unsere Yard-Versicherungen kenne, werden sie gern die Regulierung des

Schadens übernehmen. Du legst doch ein gutes Wort für mich ein — oder nicht?«

»Unter einer Bedingung.«

»Und wie lautet die?«

»Daß du mir dabei hilfst, Weihnachtsgeschenke auszusuchen, denn die habe ich noch immer nicht eingekauft...«

ENDE